P. o. germ. 1757 t
Bay-Ed

Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher beträgt:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	13 M. 50 ₰
Für ein halbes Jahr		7 M. — ₰
Für ein Vierteljahr		M. — ₰
Für einen Monat		
Tagweise für einen Band		

Für die französischen und englischen steht ein besonderes Abonnement und zwar den Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	16
Für ein halbes Jahr		9
Für ein Vierteljahr		5
Für einen Monat		2 M.
Tagweise für einen Band		— M. 10 ₰

Bei auswärtigen Abonnements treten nach Vereinbarung eigene Bedingungen ein.

Die Kosten der Post-Sendungen trägt der Abonnent.

Bei Umtausch der Bücher bitten wir eine möglichst große Anzahl von Nummern aufzuzeichnen, damit den Wünschen um so sicherer entsprochen werden kann, da bei der starken Benützung nicht immer alle Bücher vorrätig sein können.

Verdorben oder beschädigt zurückgebrachte Bücher sind mit dem vollen Wert sogleich baar zu ersetzen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek (Schöpping)
16. Maximiliansplatz 16.

Für buchhändlerische Aufträge empfiehlt sich die

J. Lindauer'sche Buchhandlung (Schöpping)
29. Kaufingerstraße 29.

37209

MALERGESCHICHTEN.

<366300845000 19

<366300845000 19

Bayer. Staatsbibliothek

MALERGESCHICHTEN.

PSYCHOLOGISCHE STUDIEN

VON

IDA BOY-ED.

J. Lindauer'sche
Hofbibliothek
München

LEIPZIG

VERLAG VON CARL REISSNER

1892.

EINES KÜNSTLERS WEIB.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Wenn Du mir früher von Deinen Zukunftshoffnungen sprachest, so glaubte ich, dass Du überspannten Mädchenträumen nachhingest. Du fordertest so viel und so sicher von Deinem Schicksal, dass ich lauter Enttäuschungen für Dich fürchtete. Und nun hat es Dir gerade das gegeben, was Du haben wolltest!“

Die alte Dame schloss diesen Satz mit einem so schweren Seufzer, dass ihre junge Zuhörerin lachend fragte:

„Du fürchtest den Neid der Götter?“ Und als auf die Frage keine Antwort kam:

„Oder den der Menschen?“

Dabei lagerte sich ein Ausdruck von Uebermuth und stolzer Verachtung um die schönen jungen Lippen.

Die alte Dame wusste nichts zu sagen. Ihr Seufzer war nur der Ausdruck einer un-

erklärlichen, gegenstandslosen Beängstigung gewesen, die ihre gute, einfache Seele selbst nicht verstand. Dies junge Menschenkind war zwar unter ihren sorglich wachen Augen herangeblüht, aber es war auch schon lange, lange über sie emporgewachsen. Sie verstanden sich gar nicht — die beiden Frauen.

„Siehst Du, Tantchen," pflegte Claudia zu sagen, wenn sie so gar verschiedener Ansicht über denselben Gegenstand waren, „siehst Du, ich bin eben anderthalbe Schuh grösser als Du, und das giebt eine verschiedene Sehlinie."

Dann umarmte sie die liebe Alte, gab ihr einen Kuss und liess sie stehen wie ein Kind, dem man die fraglichen Punkte nicht klar zu machen braucht, weil es doch nicht begreift. Das alte Fräulein fühlte sich niemals durch die Ueberlegenheit ihrer Nichte gekränkt. Claudias reiche Gaben wurden von ihr unbegrenzt bewundert, und sie machte sich selbst geradezu ein Verbrechen daraus, dass die Natur ihr die nöthigen Fähigkeiten zum Verstehen und Lenken versagt hatte. Sie bildete sich immer ein, Claudia hätte an jeder anderen Frau eine bessere Erzieherin gefunden, und verdoppelte ihre Liebe, um ihren „Mangel an Kopf" auszugleichen.

Claudia fühlte diese unbegrenzte und fast demüthige Hingabe und erwiderte sie mit unendlicher Tochterliebe, ohne sich klar zu sein, dass gerade dieser Zusatz von Unterordnung ihrer Seele wohl that.

Jetzt sollten sich beide trennen. Es war der Abend vor Claudias Vermählung. In dem Schlafzimmer des Mädchens sah es aber aus wie alle Abend. Tante Fine — wie Fräulein Philippine von allen ihren Bekannten genannt wurde — hatte jede Unordnung, jede Spur von Auszugsunruhe fern zu halten gewusst, damit Claudia als Erinnerung den heimlichen Frieden ihres Mädchenstübschens mit hinweg nehme, denn Tante Fine hatte zwar keinen Geist, wie sie selbst oft genug sagte, aber ein merkwürdig starkes poetisches Bedürfniss, in jede Lebenslage das hinein zu bringen, was man „Stimmung“ nennt.

Claudia lag in ihrem Bett, Tante Fine sass auf einem Stuhl vor demselben, den Schlüsselkorb am Arm, die fleischigen Händchen vor dem Magen gefaltet. Ihr Gesicht, das einst schön gewesen sein konnte und sehr angenehm durch den Ausdruck von Milde und Bescheidenheit wirkte, sah ganz kummervoll jetzt aus.

Sie machte sich innerlich viel Vorwürfe, dass sie am letzten Abend noch hier sass und dem Kinde das Herz schwer machte, aber ein Gemisch von Abschiedskummer und Zukunftssorgen hielt sie wider Willen fest.

Claudia hatte die Hände unter den dunklen Haaren des Hinterkopfes gefaltet und sah mit leuchtenden Augen empor. Da zwar war nichts zu sehen wie das Faltendach des Bettbaldachins. Diese Augen sahen durch die Räume, hinein in glanzvolle Zeitfernen, und dieses Angesicht erstrahlte von einem stolzen Glück.

„Es ist wahr," sprach Claudia, „ich habe es gerade so vom Schicksal gefordert, wie es mir wird. Aber es war kein überhebendes Streben nach Menschen und Verhältnissen, die ausser meiner Sphäre standen. Von Jugend auf fühlte ich in meiner Seele den Durst nach Grösse, ja das Recht auf Grösse! Mir ist ein Königinnenbewusstsein eingeboren. Auf einem stolzen Platz muss ich stehen in dieser Welt."

„Weshalb hast Du denn nicht den Freiherrn von Gampenreuth genommen?" fragte die Tante schüchtern.

Diese Querfrage erregte die Ungeduld des über sich selbst phantasirenden Mädchens.

„Weil er ein Freiherr und weil er reich war?“ sagte sie verächtlich. „Meinst Du, dass das eine „Grösse“ für mich bedeutet? War er denn auch ein Mann? Ein Mann, vor dem ich knieen konnte? Ein Mann, dessen Geist mir jeden Tag neue Offenbarungen verheissen konnte? Ein Mann, der ohne Namen und ohne Geld, doch aufzusteigen im Stande gewesen wäre, empor zu jenen Thronen, die nur das Genie einnimmt?“

„Oh mein Gott,“ sprach das alte Fräulein.

„Wenn ich jetzt zurückdenke,“ fuhr Claudia erregt fort, „so muss ich an eine prophetische Wunderkraft glauben, die in meinem Herzen lebte und mich stark machte, auf mein Glück zu warten. Den Freiherrn abzulehnen, kostete mich keinen Kampf, als aber der gute, liebe Raumer um mich warb, schwankte ich beinahe. Er schien mir einen Ersatz zu bieten für das, was ich ersehnte, und was ich doch damals noch für unerreichbar halten musste. Raumer ist ein geachteter Maler und ein seelensguter, inniger, zartfühlender Mensch. Gott sei Dank. Ich hörte auf die Stimme in mir, die rief ‚nein‘. Ein ‚geachteter‘ Maler. Wie viel. Wie wenig. Wie gar nichts gegen die Grösse meines Gatten.“

„Aber das wird er doch erst morgen,“ schaltete das Fräulein pedantisch ein.

„Ich beneide keine Fürstin,“ sprach Claudia, sich aufrichtend. „Ich werde neben einem Manne einherschreiten, dessen Namen weitere Leuchtkraft hat, als der von ungezählten Kronenträgern. Tante, ich muss Dir etwas sagen. Ich hätte Gerhard von Vollrad geheirathet um seines Namens und um seiner Werke willen, wenn er es gewollt hätte, ohne dass ich ihn von Angesicht zu Angesicht je gesehen! So hat mich von je sein Ruhm fascinirt, so haben mich seine Bilder begeistert, so vergöttere ich den Künstler. Aber seit er in mein Leben trat, seit mein langjähriger, glühender Wunsch sich erfüllte und ich ihn kennen lernte, seitdem liebe ich ihn. Liebe ihn so, dass ich nur ihm gehören möchte, auch wenn ein Wunder geschähe und dieser selbe Mann aufhörte, Gerhard von Vollrad der grosse Maler zu sein.“

Das hatte die Tante so oft in der kurzen Brautzeit und in der Glücksekstase des Mädchens gehört, dass sie es verstand und auch jetzt, wie jedes Mal antwortete:

„Man kann dem lieben Gott nicht genug danken, dass er es so gefügt hat, dass zu-

gleich Dein Ehrgeiz und Dein Herz das Rechte fanden.“

„Wie ich mir die Zukunft ausdenke! Wie sie sein wird: ein Rausch von Farben, Sonnenschein und Schönheit! Ich werde zu ihm emporwachsen, der mich an sein grosses heisses Herz genommen hat. Dem geheimen Schöpferdrang seiner Phantasie werde ich spürend folgen, ich werde verstehen, anregen, endlich im Geiste mitschaffen. Ich ergebe mich dem Manne und dem Künstler. Mit dem Doppelwesen werde ich Eins sein. Der Abglanz seiner Grösse wird auf eine Ebenbürtige fallen.“

In ihren Augen flimmerten Thränen. In ihrer Brust war es heiss, und ihr eigener Körper schien ihr zu klein und schwach, das Gemach zu eng und dunkel. So gross war das Glück, so heiss die Erwartung, es zu fassen. Ihr ganzes Wesen war erschüttert. Der Wille zur Höhe verzehrte sie fast.

„Wirst Du mich dann aber auch lieb behalten?“ fragte die alte Dame weinend.

Claudia sprang aus dem Bett und umschlang sie knieend.

„Immer und ewig. Du hast mich vergessen lassen, dass ich eine Waise bin. Du hast mich

nicht eingeengt und mein Wesen nicht herabgezogen in die anspruchslose Alltäglichkeit, welche uns umgab. So verdanke ich Dir, dass mein Gerhard mich natürlich und bildungsfähig findet.“

Die Tante seufzte. In ihr war ein kleines Erstaunen. Was ihre Schwäche, die selbst oft beklagte Schwäche gewesen, wurde ihr nun zum Verdienst angerechnet. Solche falsche Buchung lässt man sich nur zu gern gefallen.

Zögernd erwiderte die alte Dame — und glaubte es im Augenblick selbst —: „Ja, ich sah ein, dass Du anders genommen werden musstest, als andere Mädchen.“

Claudia umarmte sie heftig. „Nun geh',“ sagte sie drängend, „morgen ist noch ein ermüdender Tag für Dich. Du musst zu Bett.“

Auch sehnte sie sich nach Einsamkeit und Dunkelheit, um ihren Gedanken nachzuhängen, denn das strahlende Luftschloss ihres künftigen Glückes vertrug neben sich nicht den Schein der kleinen, häuslichen Lampe, welche die Wirklichkeit beleuchtete.

Claudia hatte weder den Neid der Götter noch denjenigen der Menschen gefürchtet. Dass diese oft mit wachsamen und scheelen Blicken

auf das bevorzugte Paar schauten, versteht sich von selbst. Aber Claudia besass die Unbefangenheit eines reinen und stolzen Herzens, welches nur das Gute sieht, weil es nur Gutes fühlt: sie bemerkte den Neid nicht. Vollrad war in seiner glänzenden Laufbahn ganz und gar gegen alle Aeusserungen der Missgunst abgehärtet; zum Bewusstsein seiner Kraft gesellte sich ihm eine Art kindlicher Gutherzigkeit, welche schnell verzeiht und selten etwas übelnimmt. Er war ein einfacher und ein heiterer Mensch, und niemand konnte ihm recht gram sein. Claudia machte gar keinen Hehl aus der unbegrenzten Anbetung, welche sie ihrem Gatten darbrachte, sie verbarg nicht ihren Stolz auf seinen Ruhm und hatte eine fast naive Art, Andere freudig zur Theilnahme an dieser Bewunderung aufzufordern. Dies wurde viel belächelt, und es gab Menschen, besonders Frauen, welche ihr nachsagten, sie habe den grossen Mann aus Eitelkeit geheirathet.

Menschen, die so fest und so hoch stehen, wie Gerhard von Vollrad, kann der Neid auch nicht schädigen. Er konnte zu Vielem nützlich sein; die Bekanntschaft mit ihm war in jedem Fall zu angenehm, um sie nicht sehr fleissig

zu pflegen. Er war zu stolz und zu frei nur mit sich beschäftigt, um Andere jemals schädigen zu wollen.

So ging das junge Ehepaar auf seiner sonnigen Höhe heiter dahin.

Claudia hatte sich ohne jede Mühe in die völlig neuen Daseinsbedingungen gefunden. Als verwaiste und nur mässig bemittelte Tochter eines Regierungsbeamten war sie im Hause ihrer Verwandten erwachsen, die wiederum auch ihrerseits lediglich in den sogenannten „Geheimrathskreisen“ verkehrt hatten. Gute, wenn auch etwas enge Formen gingen dort Hand in Hand mit guten, aber engen Anschauungen. Niemand lebte sein individuelles Sein; das Schickliche war wichtiger als das Sittliche; Alle suchten sich, natürlich unbewusst, zu Schablonen auszubilden; Niemand hatte den Muth, sein Haus, sein Leben, die Kreise seiner Geselligkeit, ja selbst seine Kleidung nach eigenem Geschmack zu gestalten. Aber diese Welt fühlte sich ganz stolz in ihrer vermeintlichen Wohlanständigkeit; wenn man ihr ihre geistige Armuth vorgehalten haben würde, hätte ein verständnissloses oder gar mitleidiges Lächeln dem Aufklärer geantwortet.

Claudia hatte von früher Jugend an ein brennendes Verlangen gehabt, in eine andere „Culturzone“ zu kommen, wie sie das in ihrer gährendsten Entwickelung zu nennen pflegte. Der Maler Raumer, mit irgend einer Freundin von Tante Fine verwandt, war der erste Mann aus dieser geträumten anderen Welt. Und wiederum durch diesen ihren abgewiesenen Freier war sie mit Gerhard von Vollrad bekannt geworden.

Der berühmte Mann hatte immer Zeit für seine Kameraden und bewies insbesondere dem trefflichen Raumer gegenüber ein Gemisch von burschikoser Vertraulichkeit und geduldiger Grossmuth, als dieser ihm sein Herzeleid um Claudia klagte. Vollrad fand die Schilderungen des Freundes ungemein anziehend, sah in dessen Atelier ein aus dem Gedächtniss gemaltes Bild Claudias und bestand von diesem Augenblick an darauf, das Mädchen kennen zu lernen. Als Raumer diesen Wunsch Vollrads überbrachte, flammte Claudia auf. Es schien wirklich, als ob Beide schon in einander verliebt waren, ehe sie sich begegneten.

Vollrad war von dem Gemisch von Temperament und Kindlichkeit in Claudias Wesen,

er war von ihrer ausserordentlichen Schönheit so entzückt, dass er nach dem ersten Sehen entschlossen war, Claudia zu heirathen. In einer loyalen Aussprache mit dem schon vorher hoffnungslosen Freund räumte sich dies einzige Bedenken spielend hinweg. Acht Wochen später war Claudia Frau von Vollrad.

Ihr „Königinnenbewusstsein“ hatte sie nicht getäuscht. Sie waltete sicher in dem grossen Hause voll fürstlicher Pracht, sie fand den unbefangensten Ton gegenüber auch den höchsten Herrschaften, denn Vollrad stand in grossen Gnaden beim Hofe, Damen und Herren aus dem regierenden Hause suchten oft sein Atelier auf, und sein schönes junges Weib durfte sich nicht verstecken. Sie zeigte Schlagfertigkeit und Witz in der Gesellschaft, als wäre sie aufgewachsen unter Menschen mit beschwingten Geistern und raschen Zungen. Sie sah die Ersten und Besten der Zeit, soweit sie in dieser Residenz wohnten oder vorübergehend dort sich aufhielten, an ihrem Tische um sich.

Und Vollrad liebte dieses herrliche Weib mit jedem Tage inniger. Mit Seufzern und komischem Zorn schob er den Gedanken an nothwendige Arbeit immer hinaus. Er malte zu-

nächst ein lebensgrosses Bild seiner Claudia. Das waren göttliche Stunden für sie und ihn. Sie, phantastisch von ihm umgürtet mit orientalischen Stoffen und fremdartigem Geschmeide, sass ihm gegenüber, mit ihren Augen, mit ihren Lippen und unbewussten Bewegungen lockend. Wie selig oft ward die Arbeit unterbrochen, und wie schön ward doch das Gemälde. Race sei darin, sagte Vollrad selbst, es sei kein zahmer Farbenbrei wie jenes Bild von Raumer. Das Publikum gerieth nachmals in einen wahren Taumel über dies Werk und pries es als sein bestes.

Dann musste er eine Hoheit portraitiren; das war eine sanfte, liebe Arbeit, denn Vollrad verehrte die gütige Greisin, und Claudia war von ihrer Huld entzückt. So gingen Wochen hin, sonnige Wochen.

Eines Morgens that Vollrad einen ärgerlichen Ausruf, als er neben seiner Theetasse die Post durchsah. Er merkte einem grossen Brief schon von Aussen an, was er enthielt; eine Mahnung.

„Die mit ihrer ‚Uebergabe' hatte ich ganz vergessen," sagte er, „und nun erbitten sie schon die Bestimmung der Ablieferungszeit und möch-

ten obenein auch eine Farbenskizze, um die übrige Dekoration ihres Rathhaussaales danach zu richten."

Es handelte sich um den Auftrag einer norddeutschen Handelsstadt an Vollrad, für den dortigen Rathhaussaal ein grösseres Gemälde zu schaffen, welches eine ruhmvolle Episode aus der Geschichte eben dieser Stadt darstellen sollte: die Uebergabe irgend einer bedeutsamen Gerechtsame seitens eines kaiserlichen Bevollmächtigten an die Stadtväter. Claudia wusste von diesem Auftrag und hatte lange heimlich nicht nur die ganze Geschichte jener Stadt, sondern auch die Geschichte der Hansa und der deutschen Kaiser in Bezug auf jene Stadt studiert. Es war oft recht langweilig und jedenfalls recht mühevoll gewesen. Ihrem prächtigen Gedächtniss hatte sich aber Alles eingeprägt.

„Oh," rief sie nun glücklich, „ich kann Dir für diesen Gegenstand vielleicht einige Anregung geben." Und mit raschem Fluss und klarem Vortrag brachte sie einen Auszug des Erlernten vor.

„Donnerwetter," sagte er, „Du bist ja der reine Geschichtsprofessor." Er lachte und küsste sie.

„Nun?“ fragte sie erwartungsvoll.

„Was nun?“

„Ist Dir eine Idee zu dem Bilde gekommen?“

„Aus Deinen Daten?“ Er wollte sich ausschütten vor Lachen. „Ach, davon habe ich nichts behalten. Was brauch' ich die. Was der Vorgang besagen soll, haben mir die Herren ja aufgeschrieben. Schick' mir den Fritz in's Atelier, wir wollen doch ein paar Costüme herauskramen. Ich hab' da allerlei aus dem Zeitalter. Das giebt Stimmung. Und wenn ich erst vor der Leinwand stehe, kommt das Andere. Störe mich ein paar Stunden nicht. Dies leidige Bild will nun mal angefangen sein.“

„Entstehen all' Deine grossen Bilder so?“ fragte Claudia. Sie zitterte dabei. In ihr war ein Schmerz. Der Schmerz einer plötzlichen Ernüchterung.

„Meine Bilder?“ wiederholte er langsam, und sein dunkles Auge senkte sich, während das sonst fast kecke Gesicht gleichsam verlegen wurde. „So die bestellten Sachen — oh ja. Deshalb mag ich keine Bestellungen mehr annehmen. Meine Bilder? Das weiss ich nicht.

Die stehen da — von selbst. So etwas kann man nicht beschreiben.“

Claudia strich über das dunkle Haar und die bräunliche Wange ihres Gatten. Ihre Seele hatte sich von dem kurzen Schreck schon erholt und gefasst.

„Auch mir kannst Du eine Erklärung nicht geben?“ fragte sie innig.

Er sprang auf. Ihre Frage beachtete er nicht. Sie wiederholte dieselbe mit einem Anflug von heftigem Begehr. „Ach lass' doch den Unsinn,“ sagte er übellaunig. „Du frägst wie die Damen, welche in Gesellschaften mit mir Conversation machen. Neulich sagte Frau Bankier Silberheim: ‚Gott, wie möchte ich gern belauschen Ihre Seele, wenn Sie concipiren eines Ihrer unsterblichen Werke‘.“

Damit ging er hinaus.

Claudia dachte nicht sehr lange nach. Mit der Kraft ihrer Liebe und dem heissen Willen zum rechten Verstehen sagte sie sich schnell:

„Er hat Recht. Es wird meine Aufgabe sein, ihm das abzulauschen.“

Aber sie empfand doch einen neuen Schmerz, als ihr Gatte sich einen ganzen Tag und noch den folgenden allein im Atelier hielt und als

sie am dritten Tag dann die figurenreiche Composition in einer Farbenskizze vor sich sah. Sie hatte den Muth, auszusprechen, dass sie nicht begreife, wie er dieses Bild so habe entwerfen können; der ganze Vorgang stelle sich da auf der Leinwand unvergleichlich lebenswahr dar, und man habe das Gefühl, als könne es garnicht anders gewesen sein, und doch kenne Vollrad, nach seinem eigenen Geständniss, weder die Vorgeschichte noch den Geist jenes Ereignisses.

„Ach, das ist ja viel einfacher, als die Menschen sich so etwas denken," sagte er mit wahrhaft kindlichem Ausdruck im Gesicht. „Es kommt immer nur auf das Malerische des Augenblicks an."

Durch diese Aeusserungen wurde Claudia in ein Chaos von Unklarheiten gestürzt. Es gab also einen Unterschied zwischen dem geistigen und malerischen Erfassen einer Sache?

Sie fühlte, dass die Wege dieses Nachgrübelns sie geradezu ins Dunkle führten. Mit leidenschaftlichem Vorsatz beschloss sie, nicht nachzudenken, sondern nur aufzumerken. Sie sah, dass ihr Gatte, nachdem einmal die Farbenskizze stand, mit der grössten Seelenruhe und dem grössten körperlichen Eifer an dem

Gemälde malte, dass ihre Gegenwart ihm, wie sonst, sehr innig lieb dabei war. Sie beobachtete, dass das Gesicht ihres Mannes, das lebengezeichnete, schöne und frohe Gesicht eines vierzigjährigen Künstlers, einen Ausdruck von Unsicherheit und Zurückhaltung bekam, sowie von seinen Werken die Rede war. Das schien so wenig mit seinem Kraftbewusstsein in Einklang zu stehen; aber doch begriff sie endlich, dass dies eine Art von Keuschheit sein müsse, deren er sich selbst nicht im entferntesten bewusst war; denn ganz unvermittelt konnte sein Auge stolz darnach aufleuchten.

Claudia fühlte sich beseligt durch jede kleine Spur, welche sie zum Verstehen hinleitete, und erkannte dabei noch nicht, dass dies Bemühen schon an und für sich ein Beweis von geistiger Trennung war. Denn was man hat, braucht man nicht zu suchen.

Mit immer erhöhter Leidenschaft warf sie sich nach solchen hoffnungsvollen Aufblitzen in seine Arme. Und immer neu war ihm ihre Hingebung, ihre heisse Bewunderung. Sie erschien ihm als die Vollendung aller Frauenschönheit und Weiblichkeit. Zuweilen stritten sie sich „wie ganz gewöhnliche Sterbliche“, sagte

Vollrad, denn sie fühlten sich wie Götter, über der Alltäglichkeit stehend. Sie stritten um eine Frage des Geschmacks oder um Menschen, die sie verschieden beurtheilten, oder um andere gleichgültige Dinge und vertrugen sich nach fünf Minuten.

Aber einmal ward es doch ein Wenig ernster. Raumer sollte von einer Orientreise heimkehren, die er unmittelbar nach Claudias Verlobung unternommen. Vollrad fand es selbstredend, dass „der liebe alte Junge“ nach wie vor bei ihm aus- und eingehe. Claudia glaubte, dies müsse für alle Betheiligten peinlich sein, am meisten aber für Raumer, dem man dergleichen gar nicht zumuthen dürfe. Vollrad sagte leichthin, dass ein Künstler sich in eine schöne Frau wie Claudia immer verlieben müsse, und dass es gewiss auch bei Raumer nur eine vorübergehende Trunkenheit der Augen gewesen.

„Seine Seele wird längst genesen sein. Also lass ihn ruhig in Deine Nähe.“

„Wenn nur sein Auge und nicht sein Herz von mir entzückt war,“ sagte Claudia, „dann muss die Liebe eines Künstlers allerdings verstehn, sich täuschend für echt auszuputzen, denn das Gefühl Raumers sah echt aus.“

„Ein Maler muss immer zunächst die äussere Erscheinung lieben. Sonst wäre er ja ein Verräther an seinen eigenen Sinnen, die ihm kräftiger und aufnahmefähiger geschaffen sind, als anderen Menschen“, behauptete Vollrad und setzte vergnügt hinzu: „Was Du nicht aus mir machst mit all' Deiner schrecklichen Bildung, jetzt fange ich auch schon an zu philosophiren.“

Diese kindliche Aeusserung übergehend, fragte Claudia heftig und bitter:

„Also auch Du hast Dich nur in meine Schönheit verliebt.“

„Wahnsinnig,“ rief er im vollen Ernst, in einer jäh erwachenden Aufwallung des Verlangens.

Sie stiess seinen Arm zurück, der sie umschlingen wollte. Das verkehrte seine Begierde in raschen Zorn. Sie stritten heftig. Und dann war er es, der sich auf das Unwürdige und Unnöthige des Streites besann.

„Oh Claudia!“ rief er beschwörend, als sie ein recht hässliches Wort gesagt. Dieser eine, innige Anruf machte, dass ihr die Waffen entfielen. Sie sah ihn an und warf sich an seine Brust, das Angesicht wandte sie dabei zu ihm empor.

Noch flammten ihre Augen, Zorn und Liebe stritten wundersam auf den schönen Zügen. Ihre ganze Seele war in Aufruhr und ihm so nahe, wie vielleicht noch nie.

Er sah hinab in dies Gesicht, das er so noch nicht gesehen. Er sah lange, still, mit einem gespannten und doch gleichsam kalt gesammelten Blick hinein. Erst erstaunt, dann forschend.

Plötzlich liess er sie und ging hinaus.

Claudia erblasste, verstand sein Thun nicht und hörte ihn in sein Atelier gehen. Dass ihre Heftigkeit ihn so ganz erzürnt und zurückgestossen haben sollte, konnte sie nicht glauben; oft genug hatte er betont, dass von allen Fehlern gerade dieser ihm der verständlichste und leicht verzeihlichste sei. Auch sein liebevoller Anruf und seine ausgebreiteten Arme widersprachen einer solchen Annahme.

Das ganz Unverständliche hat stets etwas Beklemmendes. Claudia fühlte sich so befangen von seinem langschauenden Blicke und durch sein plötzliches Fortgehen, dass sie eine Weile sann, ob sie ihm folgen dürfe. Nach dieser kleinen Weile schien es ihr aber schon, als hätte er inzwischen nach ihr rufen sollen. Und so

blieb sie. Nicht aus Empfindlichkeit oder Trotz, sondern aus Unsicherheit.

Zwei lange Stunden vergingen. Dann erscholl der ersehnte Ruf. Kaum dass sie die ferne Stimme von der Thür des Ateliers ertönen hörte, flog sie auch schon durch die Reihe der Wohngemächer, deren letztes an den Atelieranbau stiess.

„Komm und sieh," rief Vollrad ihr entgegen und führte sie, den Arm um ihre Taille legend, vor eine Staffelei.

Da war ein Wunder geschehen. Auf einer weisslichen Pappe stand die Skizze eines Frauenkopfes. Ein aufwärts gerichtetes, wundervolles Angesicht, auf dem heisse Leidenschaft brannte, man wusste nicht recht, war es Liebe oder Zorn. Es war Claudia.

Sie stand wie erstarrt davor. Dass hier ein genialer Entwurf allerersten Ranges entstanden war, sah sie in diesem Augenblick nicht. Sie sah nur das Eine: vorhin, als ihre Seele dem Manne in unaussprechlichen Gefühlen nahe gewesen war, hatte nicht der liebende Gatte, der Künstler hatte ihr in die Augen geschaut. Der Anblick ihrer Schönheit in der Erregung hatte ihn den Streit und die Versöhnung, den

Zorn und die Liebe vergessen lassen. Durch einen urplötzlichen Vorgang in ihm war ihm das geliebte Weib zum Object des Anschauens geworden.

Er aber, ganz im Fieber seiner Schaffensekstase, zog sie an sein Herz. Nun fühlte er sich ihr besonders und innig dankbar nahe. Er wusste, dass er eine auserlesen glückliche Stunde gehabt und dass selbst sein sieggewohnter Pinsel selten so herrlich geben konnte, was das Auge im Geiste vor sich sah.

Claudia war zu erschüttert, um zu sprechen, Vollrad noch im Kopf ganz Thätigkeit. Ihr Schweigen ward durch den geräuschvoll-heiteren Eintritt eines Mannes unterbrochen, der hier — wenn nicht gerade Sitzung war — unangemeldet erscheinen durfte. Der Kunsthändler, welcher dem Maler alle Geschäfte besorgte, war auch zugleich Freund des Hauses.

Der stattliche Mann, wohlbeleibt und mit röthlich-vollem Angesicht, begrüsste die Beiden kaum. Sein Auge, gewohnt, ein Atelier mit einem Blick auf etwaige Neuheiten zu überfliegen und in der Kunst geübt, zu erspähen, was man ihm verbergen, und zu übersehen, was man ihm aufdrängen wollte, sein Auge erfasste so-

fort den Frauenkopf. Er that einen schnalzenden Laut und stand verzückt still. Man sagte, er habe einen physischen Genuss durch das Auge, die Feinheit seines Sehens sei so gross, dass er würdig gewesen wäre, als einer jener Kunstmäcene des Cinquecento geboren worden zu sein. Er sah mit durchdringendem und zergliederndem Blick. Sein Urtheil wurde mit Athemlosigkeit erwartet, sein Lob mit freudigem Zittern hingenommen, sein Tadel wirkte fördernd und klärend. Selbst ein Vollrad fühlte sich beglückt durch dieses Mannes Entzücken.

„Ich muss dies Blatt haben," sagte der Mann. „Jeder Preis ist recht. Das ist eine von den Sachen, die einem Künstler nur ganz selten im Leben so wieder gelingen. Und mit wie wenig — — es ist schwindelerregend."

Er trat ganz nahe heran, um die Technik zu besehen.

Claudia zitterte. Würde Vollrad eine Summe nennen?

„O bewahre," sagte dieser vergnügt, „ganz abgesehen davon, dass es meine Frau darstellt, will ich den Kopf immer bei mir sehen. Das inspirirt — das ermuthigt in lahmen Stunden.

Und dann, ich habe so was im Kopf . . . . vielleicht lässt es sich mal anwenden . . .“

Er hörte auf zu sprechen, man merkte es, aber nicht auf zu denken. Vielleicht fand er keine Worte mehr, weil die Gedanken noch unklar waren.

Claudia, die anfangs bei seiner Ablehnung aufathmete, fiel in ihre schmerzliche Beklommenheit zurück; „man kann es vielleicht mal anwenden.“

Seit diesem Tage ging in dem Wesen der Frau eine grosse Veränderung vor sich. Die Unergründlichkeiten in ihres Gatten Seelenleben häuften sich ihr, und der frühere schöne Wille, ihn zu verstehen, wandelte sich in eine angstvolle Furcht, dies nie zu erreichen, und den fieberhaften Vorsatz, es zu ertrotzen.

Und dabei schien Vollrad ein so einfacher Mensch zu sein, voll wahrhaft kindlicher Offenherzigkeit und Einfachheit. Der Gedanke, sich seinem geliebten Weibe mit irgend etwas zu verhehlen, lag ihm weit fern.

Claudia und Vollrad hatten in den ersten Monden ihrer Ehe, wie alle Jungvermählten und heftig in einander Verliebten, am meisten von sich und ihrer Liebe gesprochen. Nun fing

Claudia an, mit Beflissenheit Gespräche anzuspinnen, welche ihr Vollrads Gedankenleben enthüllen sollten.

Vollrad kannte ganz Europa, hatte an zahllosen Höfen zu thun gehabt, er war in Afrika und Asien gewesen, und er wusste fesselnd und munter davon zu erzählen. Sonst aber — das fand Claudia zu ihrem unaussprechlichen Erstaunen heraus — wusste er nicht viel, wenigstens von dem nicht, was zur klassischen Bildung gehört. Er mochte schon als Knabe mehr „gesehen“ als „gedacht“ haben.

Aber auch dieses „Sehen“ war anderer Art, als Claudia es sich vorgestellt hatte. Sie glaubte, ein Bild sei die begriffliche Darstellung eines Gedankens, deren beste Form man erörtern könne. Das bestritt ihr Vollrad mit einer Gewissheit, welche jede Debatte abschloss. Aber er wusste ihr andererseits nicht zu sagen, was ein Bild wolle und solle. Er verfiel in eine unwillkürliche Schweigsamkeit dann.

Das Frohgemuthe im Wesen Vollrads kam aber doch vom Bewusstsein künstlerischen Könnens. Er hatte jenes schöne, harmonische Gleichgewicht der Seele, welches Menschen eignet, die ihre Aufgaben und Fähigkeiten im

Einklang sehen. Auch vertraute er blind seinem „Stern“ und sorgte sich nie um das Gelingen.

Claudia aber, eine im ernsten Sinne des Wortes ganz modern gebildete Natur, konnte wohl, Dank der Reinheit ihres Herzens und ihrer Phantasie, ganz naiv fühlen, aber nicht naiv denken.

Und sie begann zu begreifen, dass sie ablassen solle, die Seele eines Künstlers ergründen zu wollen.

Aber sie liebte den Mann zu heiss, um eine solche Theilung zu ertragen, und in ihrem ehrgeizigen Kopf hatte sich gerade die Gemeinsamkeit des Geistes mit einem Genie als das schönste Theil ihres Ehelebens vorgemalt.

Das freudige Lachen schwand aus ihren Augen, ihre Stirn war oft ernst gefaltet, und die Unbefangenheit im Verkehr mit den Bekannten machte einer Zurückhaltung Platz, die ängstlich war und hochmüthig schien. Claudia fürchtete, dass irgend Jemand entdecken könne, wie fern sie dem Maler Vollrad stehe, und dass man sagen möge, dieser habe in ihr nur das schöne Weib, nur das Geschlecht geliebt. Daneben that sie das ganz Verkehrte: anstatt im frischen

Leben oder im näheren, beobachtenden Verkehr mit anderen Künstlern nach den rechten Wegen zu suchen, warf sie sich auf das Studium von ästhetischen Werken. Sie sprach mit ihrem Manne nicht davon, aber er hörte sie in Gesellschaften Kenntnisse und Ansichten entwickeln, welche ihn zumeist deshalb verblüfften, weil sie ihm zu verwickelt waren, um sie schnell zu verstehen. Er hörte ihren Geist preisen, war sehr stolz auf sie und liebte sie ebenso wie zuerst.

Doch aber hatten sie sich schon weit von einander entfernt, ohne dass Vollrad es ahnte. Er war sehr unruhig und entwickelte zum ersten Mal das, was Claudia sich unter „Künstlerlaunen“ vorgestellt hatte. Er ging und kam unpünktlich, lief stundenlang planlos umher, war bald von wildester Zärtlichkeit, bald ganz achtlos Claudia gegenüber. Er lag thatenlos Stunden in seinem Atelier auf der Chaiselongue und rauchte eine unerhörte Menge von Cigaretten. Fragen, wie „was ihm sei“ — „ob er Aerger habe“, beantwortete er mit der erstaunten Gegenfrage, woher Claudia dergleichen ans nehme. Nun fragte sie nicht mehr und liesihn so unbehelligt, als wohne er noch allein,

wie vor der Ehe in diesem Hause. Sie zwang es sich mit eiserner Willenskraft ab, nicht in sein Atelier zu gehen. Sie sah manchmal eine bescheiden gekleidete Frau, eine hohe, ernste Erscheinung, in das Haus kommen und hörte durch zufällige Äusserungen, dass es ein Modell sei.

Aber sie schwieg und wartete. Vollrad, der immer zerfahrener und schweigsamer geworden war, zeigte sich eines Tages plötzlich von überschäumender Heiterkeit.

„Es steht," rief er Claudia zu.

„Was?" fragte sie entgegen.

„Mein neues Bild," sagte er glückselig und arbeitsfroh. Er nahm sich kaum Zeit zum Essen und Trinken.

Claudia war wie versteinert. Das also hatte ihn so rastlos und so ungleichmässig sein lassen in den vergangenen Wochen! Ein neues Bild war ihm entstanden, und er hatte nicht die seelische Nothwendigkeit gefühlt, sich ihr mit einem Worte mitzutheilen, ihre Meinung zu hören. Und sie war eine sogenannte bedeutende Frau? Ein grausames Lächeln ging um Claudias Lippen. Für die Bedürfnisse und Anforderungen ihres Gatten hätte sie vielleicht

dumm sein können. Er brauchte nur ihre Schönheit.

Von diesem Gedanken war die Steigerung sehr leicht zu dem krankhaften Glauben, dass jede beliebige hübsche Person ihm dasselbe hätte sein können wie sie.

Sie mied sein Atelier nun erst recht. Er schien es nicht zu bemerken, oder es war ihm angenehm. Seine Zärtlichkeit für Claudia war aber so gesteigert, dass sie sich in die Flitterwochen zurückversetzt glaubte. Der heisse Schmerz, welcher sich in ihre Hingabe mischte, stellte sich für den Ahnungslosen nur als erhöhte Innigkeit dar. Und während sie sich zerquälte zwischen Leidenschaft für ihn und dem Wahn der Erniedrigung durch ihn, war er glücklicher als je.

Die Welt bemerkte wohl die Veränderung in Claudias Wesen, denn die fernstehende Welt sieht meist schärfer, als der nahestehende Lebensgenosse. „Wie die liebenswürdige Frau, die erst so kindisch selig schien über das Glück, was sie gemacht, schnell hochmüthig und überhebend geworden ist," sagten die Einen. Die Anderen lachten und meinten, das sei eine herkömmliche Eigenart aller Frauen berühmter

Männer; sie geberdeten sich wie Pfaue und schmückten sich mit den Adlerfedern ihrer Männer, und das gäbe natürlich dann einen wunderlichen Vogel.

Und Claudia trug das Haupt um so höher, je mehr sie litt.

Wochen vergingen. Vollrad's Stimmung machte eine neue Wandlung durch. Vom Uebermuth kam er zum Ernst, der sich oft bis zur unruhigen Sorge zu steigern schien. Nachts seufzte er im Schlaf, und oft schlief er nicht. Sein Angesicht aber hatte einen besonderen Ausdruck edler Schönheit. Sein Weib sah es und fühlte, dass sie ihn noch mehr darum lieben müsse.

Längst zitterte Claudia vor Verlangen, in das Atelier zu kommen. Nun aber gebot ihr Trotz und Ehre, standhaft zu bleiben, bis er sie rufe.

Vollrad dachte aber gar nicht an eine pathetische Scene, in welcher er Claudia vor sein Werk führen wollte. Dazu war er eine viel zu gesunde Natur. Eines Tages fragte er ganz einfach, als fiel's ihm just eben ein: „Weshalb kommst Du denn nie mehr in's Atelier?“

„Ich wollte Dich bei Deinem neuen Bilde nicht stören.“

„Oh, Du störst doch nicht.“

„Ich hätte vielleicht über das Halbfertige und Werdende geurtheilt,“ sagte sie.

„Freilich — Dazwischenreden macht nervös und unsicher.“

Das war ein sehr unbedeutendes Gespräch — scheinbar! Denn Claudia hätte ihr Leben dafür gegeben, anstatt der letzten Aeusserung zu hören: Deine Bemerkungen hätten mich nur gefördert, Dein Urtheil meiner Arbeit genützt.

„Wann kann ich denn hinüber kommen?“ fragte sie am anderen Morgen. „Du meintest doch gestern . . .“

„Komm gleich mit mir,“ sagte er und trank seinen Thee hastiger, als wolle er sie nun keine Sekunde warten lassen.

Sie hielt ihn noch am Frühstückstische fest.

„Solche Eile hat es ja nicht. Und dann . . . ist das Modell heute noch da?“ fragte sie zögernd. Sie wollte nicht einen Menschen als Zeugen haben.

„Nein, die Frau kommt gar nicht mehr, ich bedarf ihrer nicht. Ach Du, das war auch ein Menschenschicksal, in das ich da sah. Eine Frau von guter Herkunft, heruntergebracht durch einen Säufer von Mann. Ich habe sie

auf der Strasse entdeckt und nach vieler Mühe überredet, mir zu stehen. Ihrer Kinder wegen that sie es. Ich versprach ihr, dass wir was für sie thun wollen. Hier ist ihre Adresse.“

Er sammelte aus der Tasche seines Jaquets einen Zettel. Claudia nahm ihn und sagte „gern“. Doch dachte sie bitter, dass er gar nicht von dem Gedanken erregt scheine, dass sie sein Bild sehen solle.

„Was stellt Dein Bild vor?“ fragte sie scheinbar unbefangen.

„Das ist nun die verfluchte Geschichte,“ sagte er, die Serviette hinwerfend. „Das Publikum will für jeden bemalten Fetzen einen Namen haben. Ich weiss nicht, wie mein Bild heisst. Komm.“

Claudia ging hinter ihm her. Dies war nun wieder ein Unfassliches. Er hatte mit Anspannung aller seiner seelischen und körperlichen Kräfte gearbeitet und wusste nicht mit einem zusammenfassenden Wort zu sagen, was es darstellte. Das Staunen hierüber liess sie fast die Erregung vergessen, welche sie darüber empfand, in das Allerheiligste ihrer Feindin zu treten.

Ja, die Malerei, das war ihre Feindin.

Sie raubte ihr des Gatten Seele. Sie erfüllte sein Wesen mit geheimnissvollen und unergründlichen Tiefen, in welche des Weibes Blicke nicht sehend reichen konnten.

„Oh wie merkwürdig," sagte Vollrad und stand unerwartet auf der Schwelle still.

„Was ist?"

„Denke Dir — mit einem Mal klopft mein Herz. Höre." Und er legte ihre Hand gegen seine Brust. „Geliebte, wird Dir mein Werk gefallen? Plötzlich wird mir so sonderbar zu Muthe, als würde es mich unglücklich machen, wenn Du, gerade Du nicht befriedigt wärest."

„Gerhard!" rief sie aufjubelnd und warf sich an seine Brust.

„Das kommt davon, wenn man so ein verliebter Ehemann ist," scherzte er, „man möchte der einzigen Herrin immer gefallen, selbst in den Werken, die mit der Liebe nichts zu thun haben. Denn ich könnte schlechte Bilder malen und doch Dein Schatz sein — nicht?"

„Nein — nein," stammelte sie, „ich liebe Dich in Deinen Werken."

„Das will ich nicht hoffen," rief er voll Uebermuth, „denn meine Finger könnten einmal

erlahmen, und dann hiesse es: keine Bilder, keine Liebe!“

Diese Logik war schlagend. Claudia war ganz betroffen davon. Aber zum Grübeln blieb ihr jetzt keine Zeit.

„Madame,“ sagte ihr lustiger Gatte, „treten Sie ein und üben Sie Gnade an Ihrem Knecht.“

Helles Morgenlicht lag klar in dem hohen Raum des Ateliers. Die phantastischen Stoffe und Geräthe an den Wänden nahmen die Kälte, die das Oberlicht sonst erzeugt. Einige alte, stark nachgedunkelte Bilder wirkten zwischen den lebhaften Stoffen als warme Farbenflecke. Von Vollrad's eigenen Bildern und Skizzen war nichts zu sehen, ausser jenem Kopf von Claudia, der auf einer kleinen Staffelei stand. Und dann die grosse Leinwand, inmitten des Raumes.

Claudia schritt mit wankenden Knieen dahin, wo ihr Gatte ihr den Standort wies. Er schwieg. Er sah auch nicht seine Frau an, sondern war sogleich wieder ganz in seinem Werk.

Auf diesem sah man eine weite Landschaft flach sich in eine unendliche Ferne hin dehnen. Himmel und Erde schimmerten in einem lichten Frühlingsglanz. Die Klarheit der Beleuchtung

war zugleich wohlig warm. Vorn auf dem Wege, auf den Beschauer zu, schritt die lebensgrosse Frauengestalt, welche der Hauptinhalt dieses Bildes war. Eine hohe, dunkle Gestalt, mit einem edlen gramvollen Gesicht, aus den Augen schauten — Augen, vor deren Blick man schauderte und in die hinein zu sehen man sich doch gezwungen fühlte. Die Gestalt schien mühsam zu schreiten, aber sie trug in ihren Händen nichts: weder einen Stab noch eine Gewandfalte. Mit herabhängenden Händen schien sie wehrlos einem Ungeheuren entgegen zu blicken. Und in dem lichtvollen Bilde sah man ihre Wegespur, die sich in der Ferne verlor. Wie ein fahler Schatten lag es da, woher sie gekommen. Zurück am Wege, schon ganz klein, aber noch erkennbar, kauerte eine armselige Familie vor zerfallener Hütte. Fern, ganz fern flockte Rauch aus brennendem Gehöft auf, und der Weg verlor sich in öder Haide. Aber im lichten Sonnenglanz auf der übrigen Bildfläche dehnten sich üppige Felder, und friedvoll schien ein Pflüger sein Gespann zu lenken, während er noch zurückblickte auf eine Gruppe spielender Kinder. Durch diese belebten Figuren war die Ferne unendlich hinaus-

gerückt, und perspectivisch erschien die dunkle Frau da vorn weit, weit von den spielenden Kindern und dem zufriedenen Pflüger entfernt.

Claudia stand und sah dem Weibe in die Augen. Ihr schwindelte. Ihre Knie bebten. „Gerhard," sagte sie.

Er fuhr auf.

„Das ist — das ist — die Sorge." Claudia flüsterte es halb wie eine Frage, halb in bangem Staunen.

Er schrie beinahe auf. „Mein Weib!" rief er und umarmte sie stürmisch. „Du liebes kluges Herz. Ja. Es ist die Sorge. So soll das Bild heissen. Du hast es gefunden. Weisst Du, ich sah die Frau auf der Strasse und konnte von dem Gesicht nicht los. Was liegt Alles darin. Alles Unglück der Welt. Ich hatte keine Ruhe. Ich musste sie malen und veredeln, und dann kam das Alles so von selbst dazu — Gott weiss wie. Die Sorge! Oh, das ist ein famoser Titel."

„Sei still," bat sie, und an ihn geschmiegt sah und sah sie in das Bild hinein.

Alles, was seit dem Beginn ihrer Ehe an qualvollen, umhertastenden Gedanken in ihrem Haupte gross geworden, kam mit gesammel-

ter Kraft in diesen Augenblicken zu ihr zurück.

Die künstlerische Grösse dieses Bildes und zugleich die unmittelbare Einfachheit seiner Composition war überwältigend. Da war nichts Gewolltes. Man sah, es war ohne Suchen aus der Gewalt eines inneren Zwanges entstanden.

Und das hatte in ihm entstehen können, jetzt in der Zeit eigenen Glückes? Das Alles war erwachsen nur aus der zufälligen Begegnung mit einer unglücklichen Frau, welcher ihr Unglück mit edlen Linien im schönen Antlitz geschrieben stand? Eine Bettlerin am Strassenrand konnte die Ursache hohen Schaffens werden?

Claudia dachte weiter nach: also ein nebensächliches Etwas, das nach seiner Ausnutzung wieder fortgeworfen wurde, konnte Besitz ergreifen von des Mannes Seele und in ihr wachsen und sich in ihr umgestalten, bis es ein Hohes wurde?

Der Sturm führt unsichtbare Samenkörner mit sich; man sieht nicht, woher sie kommen und wohin sie fliegen, und doch entkeimen durch sie auf vorher leerer Stätte herrliche Pflanzengebilde.

Wer kann die ewige Schöpferin Natur auf ihren Wegen verfolgen, wer den Spuren ihres Wirkens nachgehen? Sie zeigt dem Menschenauge nur die äussere Erscheinung ihrer Werkes; das Keimen verhüllt sich tief.

Claudia erschauerte. Mit jener geheimnissvollen Gefühlsfeinheit, deren nur das Weib fähig ist, dachte sie plötzlich an ihre eigene Bestimmung. Vielleicht würde ein Tag kommen, wo sie dem Gatten ein Kind in die Arme legen dürfte. — Und der heiligen Verborgenheit alles Werdens ward sie sich bewusst.

Die schöpferische Kraft des Künstlerthums ist ein Theil vom Geist des Schöpfers aller Dinge, erhaben und unenträthselbar wie er selbst. Nur weil diese Kraft in einem Manne wohnte, der Claudien innig als Mensch vertraut war, den sie sehr liebte, hatte sie geglaubt, diesem Unerforschlichen dreist nahe kommen zu wollen. Mit stolzem Wahn sogar getrachtet, neben ihm stehen zu können in den Stunden seines Schaffens.

Und hier offenbarte sich ihr ihr Geschick. Die heissen Wünsche nach Verständniss und Mitthat versiegten an der Flamme des Lichtes, welches ihr aufging. Immer und immer würde seine Seele für sie bleiben wie ein unentdecktes

Land, das vielleicht noch tausend Schönheit und tausend Schrecken verbirgt. Jeden Augenblick konnte der Sturmwind irgend so ein unsichtbares Samenkorn hineintragen, aus dem Dinge erwuchsen so gross, so ungeheuerlich, dass am Ende selbst für die Liebe kein Platz blieb.

Claudia hing weinend am Halse ihres Gatten. Sie fühlte, erst von heute ab begann ihr wahres Eheleben. Das heisse Werben hörte auf. Die Grenzen der Besitzesmöglichkeit waren von ihr erkannt. Es war noch Glück, aber es war doch der Schmerz einer ungeheuren, auferzwungenen Verzichtleistung darin. Ihre grössten und erhebendsten Träume blieben unerfüllt.

Vollrad verstand die Bewegung seiner Frau völlig falsch. Dass hier Resignation leidenschaftliche Thränen weinte, dachte er nicht. Er, gewohnt in ihr die grösste Bewunderin seiner Thaten zu sehen, vermeinte, sie sei so ergriffen durch die Wirkung dieser leidvollen Frauengestalt. Dafür empfand er Dankbarkeit. Sein liebevoller Sinn suchte nach einem Ausdruck. Und obschon er bei diesem Bilde erst eine geistige Beziehung zu seiner Frau fühlte, im Augenblick, wo sie es sehen sollte und er

das Urtheil der Geliebten erwartete — obschon er es also ganz unabhängig von ihr geschaffen, sagte er:

„Wie viel danke ich bei dem Gelingen dieser Arbeit Dir. Früher fürchtete ich, eine Ehe könne störend zurückwirken, deshalb blieb ich so lange unvermählt. Mir graute vor ehelichem Zwist, häuslichem Ungemach, der Misere des Alltags. Du liebe Süsse, Du warst wie ein unsichtbarer, guter Geist. Alles war Stille, und wenn ich Abends zu Dir kam, war immer Glück. Du bist zur Künstlerfrau geboren.“

Beim Sprechen und Hören dieser Worte ging es Beiden wunderbar, Vollrad däuchte es, als entdeckte er nachträglich in Wahrheit das Wohlthätige ihres Benehmens; Claudia vernahm, dass dasjenige, was sie aus Schmerz und Trotz gethan, das Rechte und somit im mittelbaren Sinn auch das Mitschaffende gewesen war. Sie sahen sich tief und dankbar in die Augen.

Vollrad gelobte sich, diese herrliche Frau, die ihn so liebe und so völlig verstehe, immer als die höchste Errungenschaft seines Lebens werth zu halten.

Claudia gelobte sich, immer ihm das wenigstens zu sein, was er eben an ihr gepriesen:

der gute Geist des Hauses, der unsichtbar für die geweihte Stille um ihn sorgte; sie gelobte sich, in den Zeiten seines Schaffens fortan sich selbst zu vergessen.

Aber von diesem Tage an wusste sie es: die Krone, welche sie trug, war mit den Dornen des Märtyrerthums durchflochten und das Glück des Geliebten wie ihr eigenes war erbaut auf der Kraft ihrer Selbstentäusserung.

Wer sich der Gottheit naht, muss in dem Glauben und der Liebe Festigkeit haben, auch ohne zu verstehen. Die Kunst aber ist das Göttliche in den Werken der Menschheit, denn sie ist die Freude, der Friede.

VENUS UND MARIA.

Zuweilen erinnerte man sich noch daran, dass Axel Thelander im Anfang seiner Künstlerlaufbahn die grosse goldene Medaille bekommen hatte. Das Bild, für welches ihm diese Auszeichnung geworden, war längst aus den Sälen der Kunsthändler und Ausstellungen verschwunden, nachdem es einige Jahre durch Deutschland umhergewandert. Ein Verkauf dieses Bildes sollte an den zu hohen Forderungen des jungen Künstlers gescheitert sein. Durch die Grösse und durch den Inhalt eignete sich das Bild ohnehin nur für eine Kirche oder eine öffentliche Galerie, den es stellte einen biblischen Vorgang dar. Jetzt, so hiess es, verstaube das Bild in des Malers Atelier, wo es mit der Farbenseite gegen die Mauer gelehnt sei, also dass Niemand es sehen könne.

Trotzdem aber stand der Maler im Mittel-

punkt der Antheilnahme seiner ganzen Stadt. Sein Name war so bekannt und so volksthümlich, wie kein zweiter, seine persönliche Erscheinung Jedermann wohlvertraut. In jeder Gesellschaft gab er den Hauptgesprächsstoff ab. Und er sorgte dafür, dass die guten Leute nie daran erlahmten, von ihm zu reden.

Bald hatte in seinem Atelier ein Fest stattgefunden, von dem schauerlich schöne Dinge geflüstert wurden; bald machte er einer Frau so auffallend den Hof, dass man es ruhig laut besprechen durfte; dann hatte er ein Duell gehabt wegen einer ganz verkommenen Person, wie es hiess; bei einem Waldfest der Künstler sollte er dämonisch schön ausgesehen haben, so dass Niemand neben ihm aufkam, und im Winter auf dem Eise hatte er vor dem dicht besetzten Ufer eine förmliche Vorstellung in Schlittschuhlaufkünsten gegeben. Alle Frauen, welche ihn nicht persönlich kannten, brannten vor Begierde, ihm zu begegnen; jede entrüstete sich über seine Gewissenlosigkeit, mit welcher er den Ruf der Damen verdarb, die ihm Huldigungen gestatteten, und doch sehnte jede diese Huldigungen heimlich herbei. Die Männer der Gesellschaft, ja der ganzen Stadt fürchteten ihn.

Seine Kollegen verhielten sich natürlich. Das Natürliche nämlich war in diesem Fall: Bedauern bei den Alten, die hoch und fest standen oder resignirt hatten; Genugthuung bei den Jungen, welche sich heimlich gestanden, dass Axel Thelander sie Alle überflügelt hätte, wenn er anstatt zu bummeln gearbeitet haben würde.

Axel Thelander aber ging mit dem stolzsichern Schritt und dem frohen Angesicht eines Menschen durch sein wüstes Leben, der sich bewusst ist, mehr zu können, mehr zu sein als Andere, dem es eben aber aus hochmüthiger Laune in unseren Zeitläuften nicht der Mühe werth ist, etwas von dem geben zu wollen, was er geben könnte. Er glich einem Kronprinzen, der sich an dem Bewusstsein genügen lässt, für die höchste Stelle geboren zu sein, aber die Mühe, den Thron einzunehmen, blasirt scheut.

Das war Jahre so gegangen. Nur eine kleine Variation war in die Gespräche gekommen: anstatt von seinem Reichthum sprach man nun von seinen Schulden.

Aber Axel Thelander war nicht der Mann, sich darüber einen sorgenvollen Tag zu machen. Er that einen komischen Seufzer und sagte: „Na Kinder, denn muss fortan eben gearbeitet werden.“

Und er brachte es wahrhaftig fertig, seinen überschäumenden Lebensdrang einzusperren, und ging wochenlang mit dem ernsthaftesten Gesicht umher. Seine Freunde rannten ihm fast die Thüren ein, um zu sehen, was er mache. In der Stadt lief das Gerücht um, er arbeite.

Was denn? Eine Madonna! Alle Welt lachte. Thelander und eine Madonna. Man besann sich, dass die goldene Medaille ihm doch damals auch für etwas „Frommes“ geworden. Welches Modell hatte er denn? Die Stasi. Die — Person. Fast empörend. Wie das Bild wohl würde.

Die Freunde blieben geheimnissvoll. Sie mochten sich und Andern nicht gestehen, dass es ein Bild voll keuscher Anmuth werde, mit einer Technik gemalt, noch erstaunlicher, als damals sein Bild. Es war, als habe er in den Jahren der Tollheit mit den Augen weiter gelernt und studirt, und als habe sein Können, nun da er es ernsthaft anstachelte, riesige Fortschritte gemacht. Aber da die Freunde schwiegen, nahm man an, dass sie aus Schonung nicht sagen wollten, was sich doch eigentlich von selbst verstand, nämlich dass Thelander sein Talent verbummelt habe.

Das Bild wurde fertig, und der Kunsthändler kam. Er konnte sich dem schönen Eindruck des reinen und grossen Werkes nicht entziehen. Aber als er den Preis hörte, fing er an zu lachen.

Axel Thelander brauste auf und warf ihm fast verächtlich vor, dass er — der Händler — für eine Madonna von Eisler dasselbe gezahlt habe, ob er etwa fände, dass die Eislersche künstlerisch höher stehe.

Der Kunsthändler war ein verständiger und geschmackvoller Kenner, überdies gewohnt, mit Künstlern zu verkehren: er nahm kleine Masslosigkeiten nicht übel und wunderte sich nie, wenn Maler, welche ihn einen Tag fast hinausgeworfen, andern Tags mit heiterster Freundschaftlichkeit zu ihm kamen und auf das eingingen, was sie geschworen hatten, nie zu können. Er sagte ruhig:

„Die Eislersche Madonna war eine fade Süssigkeit ohne geistigen Nährwerth für den Beschauer. Ihre Maria ist ein grosses Kunstwerk. Aber Eisler hat einen Namen, besonders die Amerikaner bezahlen ihn sportsmässig. Sie kennt kein Mensch.“

„Also bezahlen Sie nicht den Werth des

Werkes, sondern die Popularität des Namens — ein jammervolles Geschäft," höhnte Axel.

„Ich bin Kunsthändler," sagte der Andere mit feinem Lächeln.

„Was wollen Sie denn geben?" fragte Axel.

Er war leichenblass, und in seiner Kehle brannte es ihm. Dies Gefühl kam ihm immer, wenn sein Jähzorn in ihm aufstieg.

„Nichts. Ich will es in Commission nehmen, es ausstellen, Reklame machen. Noch drei solche Bilder, und ich will es wagen, Ihnen ein Gemälde von der Staffelei weg zu kaufen," sprach der Mann voll herzlichem Wohlwollen. „Das Publikum muss erst lernen, an Sie zu glauben."

Axel lachte laut. Er bändigte kaum mehr das fürchterliche Verlangen, mit seinen Händen auf die Leinwand los zu schlagen. Alle seine Nervosität sass ihm in den Fingerspitzen in diesen Sekunden, und seine Fäuste ballten sich zur Vernichtung.

„Da," sagte er, und der Andere wusste kaum, was geschehen war. Blitzartig hatte sich eine Hand erhoben, ein dumpfer Ton dann, wie das Platzen etwa eines kleinen Ballons, und dann war das Unglück geschehen.

Durch das Angesicht der Madonna ging ein Loch, von dem strahlenförmig Risse ausliefen.

Der Kunsthändler stand eine Minute in Schweigen.

„Sie thun mir leid," sagte er. „Adieu."

Axel sass allein und völlig vernichtet in seinem Atelier.

Es giebt Menschen, die vornehm und schön denken und sich durch ihr impulsives Temperament oft zu rohen oder kleinen Handlungen hinreissen lassen. Solche Menschen leiden dann namenlos in der schnell erwachten Reue.

Es war ja Axel nicht um die Madonna, es war ihm um seine Heftigkeit. Er schämte sich vor dem Kunsthändler.

Vor dem Mann, auf welchen er von der Höhe seines künstlerischen Bewusstseins eigentlich herabsah. Das war qualvoll.

Und dann — was sollte nun werden? Er sah einmal nachdenklich zurück und voraus. Die Noth und die Sorgen schreckten ihn nicht. Aber dass die dummen Philister den Triumph haben sollten . . .

Oh, ein Königreich für einen Einfall. Wenn man etwas finden könnte, das Geld, Geld in breiten Strömen hereinfliessen machte.

Er ging in seinem Atelier hin und her, den grossen, saalartigen Raum mit hastigen Schritten durchmessend.

Das war ein wundersamer Raum, diese Kunstwerkstatt, mit dem daran stossenden kleinen Cabinet, wo Axel schlief. Durch das Fenster im Plafond fiel helles Morgenlicht, ein wenig durch die Blender nur gedämpft, auf all die reiche Schönheit. An den Wänden, die mit echten Stoffen, alten, geschnitzten Schränken und einigen alten Bildern bedeckt waren, sah das Auge nur warme, satte Töne. Auf den Boden waren orientalische Teppiche gebreitet. In der einen Ecke stand schräg unter riesigen vergoldeten Palmenwedeln, die sich wie ein Dach herein neigten, ein grosser Divan, von Eisbärfellen verhüllt, in der anderen Ecke lief eine Polsterbank um, vor der türkische Kissen und elfenbeineingelegte kleine maurische Tischchen lagen und standen.

In der höchsten Noth wäre aber Axel doch nie darauf gekommen, von diesen Reichthümern einiges zu Geld zu machen.

Und nun rief ihm gar noch eine andere Stimme dies abscheuliche Wort zu.

Die Stasi kam, um sich Geld zu holen;

von den letzten Sitzungen hatte sie noch ein Sümmchen zu holen, wie sie behauptete, obschon Axel der Meinung war, sie gleich bezahlt zu haben. Aber das machte sie immer so, und sonst gab Axel ihr auch lachend, soviel sie brauchte.

Dass er selbst leere Taschen habe, wollte sie nicht glauben. Sie stritt sich mit ihm herum und lachte und war lustig und frech. Sie fasste alles im Atelier an, rekelte sich auf den Fellen und nahm sich gar eins um den Kopf, und ihr schwarzäugiges, freches Gesicht — dasselbe Gesicht, welches er zur Madonna idealisirt hatte — sah ihn aus dieser zottigen Umrahmung an.

„Halt," schrie er. Seine Augen blitzten, seine bleichen Wangen rötheten sich.

Das musste er halten. Das war malerisch. Sehr frech. Sehr graziös. Das war der „Einfall".

Stasi war ein geschicktes Mädchen. Sie begriff immer, was sie sollte, und nach wenig Minuten herrschte Schweigen und fieberhafte Thätigkeit.

Die Stasi hatte sich eine möglichst bequeme Stellung gesucht und den jetzt völlig unbekleideten Oberkörper wie lauschend vorgebeugt. Axel warf ihr das weisse zottige Fell wieder über, und so wollte er sie mit Pastellstiften zeichnen.

Mit Pastell — weil es ihm wieder so nervös in den Fingerspitzen sass, diesmal aber nicht wie Zorn, sondern wie Fiebereile.

Seine Fingerspitzen konnten entschieden zaubern. Sie drückten mit den stumpfen Stiften irgend einen Ton, einen Fleck auf das Papier, sie wischten und tupften, sie liebkosten und huschten hin und her. Sie waren wie die Finger eines Geigers, der ein rasendes Capriccio von den Saiten herunterspielt. —

Und nach einigen Tagen drängten sich vor dem Schaufenster des entzückten Kunsthändlers die Menschen.

Da stand ein Pastell: in Lebensgrösse stellte es vor einem grauweissen Hintergrund einen Weiberkopf dar, der mit lustiger Frechheit aus einem Eisbärfell lugte; man sah ein Stückchen Hals und ein Stückchen von der Büste, dann verschwamm Fell und Körper und Hintergrund in eins.

Die schwindelerregende Kunst der Technik konnte so wenig bezweifelt werden, wie die Genialität des Einfalls und der Auffassung. Aber es war doch zu frivol.

Die ganze Stadt wusste, dass Axel Thelander versprochen hatte, eine ganze Serie solcher „Din-

ger“ zu malen, und dass Numero Eins bereits für hohen Preis verkauft sei.

Er aber lachte und ging stolz und übermüthig wie bisher durch die Salons. Nur dass seinem Lachen ein leiser Ton von Verachtung innewohnte, den aber Niemand bemerkte. Und die frommen Gemüther, welche sich schon immer über ihn entsetzt hatten, entsetzten sich noch mehr, weil er nun gar seine Frivolität in die Kunst übertrage. Und sie drängten sich rastlos zu sehen und wenigstens die Photographien seiner „schrecklichen Bilder“ zu kaufen.

Wenn man ihnen gesagt hätte, dass Axel sie, seine Richter, verachtete, weil sie nach seinen jetzigen Werken liefen!

Seine Kollegen klagten, dass er sich so „verliere“, gaben die hinreissende und übermüthige Eleganz in diesen Werken zu und beneideten ihn innerlich um diesen Einfall, der ihm Gold und Popularität zugleich brachte.

* * *

Axel war bei seiner Freundin, der Frau Kommerzienräthin Hollermann in Gesellschaft. Die schöne reiche Frau, deren üppige Formen in grünliches Brokat gezwängt waren, hatte heute

nur Zeit zu einigen eiligen Flüsterworten mit dem Maler.

„Sie werden heute eine junge Dame zu Tisch führen, die sich riesig für Sie interessirt.“

„Junge Damen“, die sich für ihn „interessirten“, waren ihm entsetzlich. Er fühlte in sich die völlige Unfähigkeit, mit jungen Mädchen zu plaudern. Auf seine Grimmasse hin fügte die Freundin noch bei:

„Wissen Sie — es ist eine Deutschamerikanerin, Tochter eines Geschäftsfreundes von meinem Mann. Mein Mann nimmt grosse Rücksichten — als er von dem Wunsch des Mädchens hörte, Sie kennen zu lernen, war er selig, Sie als seinen „besten Freund“ bezeichnen zu können. Er versprach dieser Florence, sie mit Ihnen zusammenzuführen. Opfern Sie sich nur einmal.“

„Wenn Sie es befehlen, mit Enthusiasmus,“ sagte er, „ich werde mich benehmen wie ein Secundaner.“

Hier kam auch schon der kleine Kommerzienrath, mit dem vollen Gesicht, strahlend in satter Eitelkeit. Sein Salon war angefüllt mit mit den reichsten und berühmtesten Leuten der Stadt. Mister Leedford und seine Tochter konn-

ten darnach ermessen, wer und was der Kommerzienrath Hollermann war.

„Kommen Sie, mein Lieber, ich will Sie Ihrer Tischdame präsentiren.“

„Erst sagen Sie mir,“ fragte Axel und hielt ihn am Arme fest, „wer jene Frau dort ist mit dem köstlichen gelben Shawl?“

„Eben Miss Florence Leedford,“ antwortete Hollermann.

„Ah!“ sagte Axel und folgte bereitwillig. Schon während er mit Frau Hollermann gesprochen und diese auf einen bewundernden Blick von ihm gewartet hatte, war ihm eine weibliche Erscheinung in der Menge aufgefallen. Er hielt sie für eine Frau. Ihre Züge waren schön, ruhig und voll Festigkeit im Ausdruck, ihr grosses Auge hatte einen so sichern Blick. Ihr braunes Haar war in einen Knoten verschlungen, der ziemlich lose im Nacken sass; ihre mittelgrosse Gestalt von schlanker Fülle hielt sich stolz. Sie trug ein ganz hellgraues Kleid und hatte einen Shawl umgeschlungen, dessen Enden ihr bis auf die Fussspitzen fielen. Dieser Shawl hatte eine tief dunkelgoldene Farbe und schien aus lauter dicken Seidenfäden geknüpft zu sein.

Sie sah Axel gross und frei an, als er sich vor ihr verbeugte, und sagte gleich:

„Ach, Sie sind ja blond.“

Er lächelte und sah sie an.

„Ja — leider.“

Ihr Blick ruhte kritisch auf ihm. Dass er ein sehr schöner Mann sei, hatte sie ja gewusst. Sie hatte ein Vorurtheil gegen schöne Männer und hielt sie von vorne herein für eitel, selbstgefällig und siegesbewusst. Indessen gefiel ihr seine Schönheit dennoch. Sein etwas bleiches Gesicht war von Gedankenarbeit und — von Lebenserfahrungen durchgeistigt.

Sein Auge, hell und rasch im Blick, hatte etwas Herrschendes; im Mundwinkel, unter dem blonden Schnurrbart sass ein Zug, wie der Anflug eines überlegenen Lächelns.

„Zu Ihren Bildern und zu den Berichten über Ihre Thaten hatte meine Phantasie sich einen schwarzen Thelander gedacht,“ sprach sie.

„Sie sind enttäuscht?“

„Es ist mir völlig einerlei. Ich wollte den Maler kennen lernen, nicht die Chevelüre.“

Er reichte ihr den Arm, und sie gingen zu ihrem Platz an der Tafel. Da sassen sie vor

den Gläserreihen und Blumenaufsätzen, und das Kerzenlicht flirrte über ihren Häuptern.

„Sie kennen meine Bilder?“ fragte er und nahm seine Serviette.

„Ja. Sie ärgern mich.“

„O, sind Sie auch prüde? Ihr Angesicht und Ihre Art zu sprechen hatten mich hoffen lassen, dass . . .“

„Dass ich Gefallen an solchen Dingen habe und dies Gefallen offen aussprechen würde?“ vollendete sie. „Danke für die Meinung. Freilich bin ich nicht prüde. Aber ich verachte beinahe einen Künstler, der sein grosses Können so verbraucht zu solchen Zwecken. Um Ihnen das sagen zu können, wollte ich Sie kennen lernen.“

„Also das Interesse war ein feindliches?“ fragte er.

„Ja. Lediglich.“

Er war ganz betroffen. Ihre kurz angebundene Art zu reden und ihr kühler Blick liessen keinen Zweifel an ihrer ehrlichen Meinung aufkommen. Nach einigem Besinnen fragte er:

„Wenn ich christliche Märtyrer malte, welche sich z. B. aus Glaubensfanatismus blutig schlügen — würden Sie das auch verdammen?“

„Nein, die Darstellung der Ekstase kann ich

mir als Aufgabe für einen grossen Maler gut denken," antwortete Florence, nicht im mindesten davon befangen, dass die Zunächstsitzenden gespannt auf ihr Gespäch mit dem Maler horchten.

„Aber es ist doch ganz dasselbe," sagte er lächelnd.

„Das verstehe ich nicht."

„Hier wie dort handelt es sich um Ausschreitungen im Dienst einer Gottheit," sprach er.

Florence erröthete in heftigem Unwillen.

„Sie wollen mich durch kecke Paradoxe blenden. Was haben Ihre frivolen Weiber für Vergleichungspunkte mit religiösen Narren?"

„Wenn ich eine Maria male, vor deren Hoheit eine Seele gläubig erbebt — wenn ein griechischer Bildhauer eine Venus darstellte, welche die Gläubigen jener Zeit durch die Gottheit ihrer Schöne zwang, sich anbetend auf die Erde zu werfen — ist es nicht dasselbe? Hier wie dort ist es der Wunsch, der Versuch, das Uebersinnliche in edler Form zu versinnlichen."

„Ich merke," rief sie lebhaft, „was Sie mir beweisen wollen."

„Und giebt es denn keine Vergleichungspunkte zwischen den Entartungen in der Anbetung des versinnbildlichten Uebersinnlichen?"

fuhr er fort. „Für mich ist nur in der Form, nicht im Inhalt ein Unterschied zwischen den Bacchanalien und gewissen Processionen.“

„So soll ich Ihre flotten Dämchen etwa als bis in unser Jahrhundert versprengte, entartete Priesterinnen oder Jüngerinnen einer Göttin nehmen und Ihnen deshalb feierlich das Recht zusprechen, sie zu malen?“ fragte Miss Leedford lachend und ahnte nicht, dass man sich ringsum sehr entrüstete über ihren Freimuth.

„Ich bitte darum. Wenn Sie überhaupt wüssten, wie willkürlich die Kunst oder das Bedürfniss der Menschen, „sich ein Bildniss zu machen,“ von jeher alle Culten durcheinander geworfen hat, würden Sie den Darsteller des scheinbar bloss Sinnlichen nicht verachten. Er hat von je dem Uebersinnlichen gedient. Die ersten Jahrhunderte des Christenthums haben da Wunderliches geleistet. Sie wissen doch, dass man den Mercur als Gott auch des Viehhandels vielfach mit einem Schaf über den Schultern darstellte. Nun, die Christen hieben ihm den Kopf ab und setzten ein Christushaupt darauf. Auf diese Weise ist Christus zu dem Lamm gelangt, es ist traditionell geworden und ihm attributär geblieben. Die Darstellung des

Lammes allein, mit dem Kreuzbanner, ist ein Symbol für sich und hat mit der Lammtragenden Christusgestalt nichts zu thun. Von all den Venusstatuen, welche einfach in eine Muttergottes umgewandelt worden, wollen wir garnicht reden. Die Naivität unserer Vorfahren zeigte eben, wie kurz der Weg von Venus nach Maria ist. Ein wenig Menschenbeobachtung kann uns heute täglich Seelen finden lassen, die denselben Weg wandern.“

„Was Sie sagen,“ sprach Florence mit zögernder Stimme, „trifft mich, wie Wahrheiten treffen. Dennoch habe ich das unsichere Gefühl, als verlöre ich hier den Faden. Ich sehe nicht mehr den rechten Zusammenhang.“

„Ah,“ sagte er halblaut, „Sie wissen nicht dass ich sonst — religiöse Bilder gemalt habe.“

Sie sah ihn gross an.

„Dann haben Sie sich bei all diesem nur vor sich selbst vertheidigt,“ sprach sie bestimmt.

Beide verfielen in Schweigen, und die Horcher konnten sich wieder ihren eigenen Gesprächen widmen.

Axel fühlte sich tief erregt. Dieses Mädchen, welches mit einer Ehrlichkeit ohne Gleichen sprach und blickte und hörte, interessirte ihn

unbegreiflich. Da zum ersten Mal fand er die Vereinigung, welche er bei einem modernen Weibe für Unmöglichkeit gehalten: ein reifer Geist, ein selbstständiges Denken, frauenhafte Sicherheit und dazu die Anmuth der reinsten Jungfräulichkeit. Mehr noch als ihr schönes Auge und ihre kindlichen Lippen bewies ihm ihr Mangel an Prüderie die Keuschheit ihrer Seele. Wie allen sehr erfahrenen und zugleich ehrlichen Menschen war ihm Prüderie immer das Zeichen einer unlauteren Phantasie, oft gar das Zeichen verlorener Unschuld.

Er fühlte den heissen Wunsch in sich, von ihr geachtet zu sein, auch als Künstler.

Im Gewühl des Festes, nach der Tafel, gelang es ihm, sich ihr wieder zu nähren. Er hatte den gelben Shawl noch über seinem Arm, den sie bei Tisch abgelegt. Als er ihn ihr brachte, machte sie ihn mit ihrem Vater bekannt.

Dieser, wahrscheinlich auf Wunsch oder gar Befehl der Tochter — denn Mister Leedford sah nicht halb so lebhaft und willensfroh in die Welt als Florence — dieser lud Axel Thelander ein, sie im Hotel zu besuchen, und bat, dass Thelander seine Tochter portraitiren möge.

Axel that das eigentlich nie. Früher hatten

seine Mittel ihm erlaubt, diese Einkunftsquelle zu verschmähen, weil ihm davor graute, öde Gesichter studiren zu sollen. Und daher hatte sich das On dit festgesetzt, dass Thelander nicht portraitire.

Jetzt suchte sein Blick Florencens Auge. Er bildete sich ein, darin ein bittendes Aufleuchten zu sehen, und sagte zu.

„Mein Fräulein," sprach er nachher. als er sie endlich wieder allein sich gegenüber hatte, „unser Gespräch von vorhin lässt mir keine Ruhe. Vor den Lauschern konnte ich Ihnen die ganze Wahrheit nicht sagen. Sie aber sollen sie hören: nur die Nothwendigkeit des schnellen Geldverdienens zwang mich, diese Bilder, welche Ihnen so sehr missfallen, auf den Markt zu bringen."

Ihre Antwort überraschte ihn und stürzte ihn vollends in den Abgrund der Demüthigung.

„Also nicht einmal einer Inspiration, einer inneren Nöthigung entstammen diese Bilder," sagte sie. Es war fast wegwerfendes Mitleid in ihrem Ton.

Seine Stirn röthete sich.

„Doch. Das verstehen Sie nicht. Der Einfall, der rettende, war wohl ersehnt, aber ich war unfähig, ihn zu erzwingen. Ein Moment

— die kecke Pose eines Modells — der malerische Effekt zusammen mit dem frechen Uebermuth darin, zwang mich, das Mädchen mit dem Eisbären zu machen. Das hätte mich auch gezwungen, mitten heraus aus der Arbeit eines religiösen Gegenstandes.“

„Ich habe Ihnen wehe gethan. Verzeihen Sie mir.“ Sie gab ihm die Hand, welche er beglückt küsste. „Aber verstehen kann ich das nicht. Ist es etwa die Geschichte mit den zwei Seelen, die in jeder deutschen Brust wohnen sollen — dafern Euer „Faust“ Euer Type ist?“

„Vielleicht. Aber glauben Sie denn, dass diese Doppelseele ein Erbtheil nur gerade unseres Stammes ist? Mit der reicheren Bildung und mit der reicheren Erkenntniss, die ein Mensch erstrebt, wird ihm auch immer deutlicher die unvereinbare Kluft bewusst werden, welche unsere materielle Existenz trennt von unserm metaphysischen Suchen, Tasten, Sehnen,“ sprach Axel lebhaft. „Je mehr ich Mensch bin, je mehr ich wahr bin, je mehr nähere ich als schaffender Künstler beiden Polen. Und ich kann aus echtester Empfindung Ihnen eine Maria malen, als Symbol meiner nach mystischen, reinen Höhen strebenden Seele, und mit ebenso

echter Empfindung kann ich ein schönes, sündiges Kind verkörpern. — Ich wollte Ihnen also nur sagen, dass zwar meine Bilder echte und ehrliche Kunstwerke sind, dass ich mir aber dennoch einer Art Selbstentwürdigung bewusst bin, indem ich sie so zahlreich in die Welt gehen lasse.“

Florence sah ihn mit einem Blick an, in welchem er eine heisse Freude las. Sie hatte ganz verstanden, welche Huldigung es für sie war, dass er ihr so rückhaltslos seine künstlerischen Gefühle entdeckte.

„Ich glaube an den erziehlichen oder priesterlichen Beruf des Künstlers, und ich glaube deshalb, dass er es vermeiden soll — selbst wenn ironische oder tolle Stimmungen ihn zu — zu — flotten Schöpfungen drängen — diese so in das Volk zu werfen. Denn sie schmeicheln nur dem lüsternen Geschmack. Aber derselbe Kunsthändler, welcher an eine gross gemalte Maria keinen Deut wenden wollte, wiegt diese Blätter mit Gold auf. Bin ich nun entsühnt?“

„Völlig!“ rief sie und reichte ihm beide Hände.

Nach diesem Abend war die ganze Stadt

darin einig, dass Miss Leedford die neueste Eroberung Thelanders sei. Man erzählte sich Märchen von den unpassenden Gesprächen, welche beide an dem Hollermannschen Abend zusammen geführt haben sollten. Man wusste, dass Thelander jeden Abend mit dem Amerikaner und dessen Tochter in deren Hotel zusammen war, dass Miss Leedford jeden Morgen das Atelier besuche. Und manwar nur neugierig, wie das enden würde, denn da Axel Thelander noch nie einer unvermählten Dame die Cour gemacht hatte, so fürchtete man, dass er definitiv eingefangen werde. Die Einen sagten, Florence Leedford sei dreissig Jahre alt und garnicht reich; die Andern, dass sie erst fünfundzwanzig Jahre zähle und mehrere Millionen Dollars habe. Frau Hollermann fühlte sich ausser Stande, ihre Eifersucht zu verbergen, und reiste nach Italien ab, was man nun wieder sehr albern fand, denn sie hatte sich doch nicht einbilden können, einen Thelander an ihren ohnehin schon sehr ausgefahrenen Triumphwagen spannen zu können. —

Axel Thelander ahnte all dies Gerede, denn er kannte die Gesellschaft. Es focht ihn aber in seiner Glücksstimmung garnicht an.

Florence ahnte nichts von diesen Bewachungen. Sie lebte in freudiger Erregung schöne Tage hin und dachte nicht einen Augenblick daran, ihre wachsende Liebe dem Mann klug und berechnend zu verhehlen.

Die Sitzungen im Atelier waren für beide der herrlichste Inhalt des Tages. Florencens alte Gesellschafterin verstand nur wenig Deutsch. Ihre Gegenwart genierte sie Beide garnicht. Ja, Axel machte heimlich eine Skizze von Miss Brown, wie sie auf dem Stuhl sass, die behandschuhte Rechte ausgestreckt, auf der Krücke des Schirmes, dessen Spitze in den Teppich gebohrt war. Sie hatte ein hageres Gesicht, grosse, gelbe, hängende Zähne und trug eine Brille. Ihren glatten grauen Scheitel krönte ein Hut mit steil ragendem Marabouttuff. Sie glich einem Feldherrn, der einen Vortrag entgegennehmen will.

Und Florence wie Axel hatten ihren Spass an der Skizze, wie unartige Kinder.

Ueberhaupt entdeckten sie an einander eine Fähigkeit zum Uebermuth, zum Lachen, die sie nach ihrem ersten Gespräch gegenseitig nicht vermuthet hatten.

Axel dachte bisher nicht daran, dass er

sein Leben an Florence binden wolle. Er liebte sie. Ja. Aber nach seinen Erfahrungen war das ein Gefühl, welches sich allemal verhängnissvoll schnell verflüchtigt, wenn die Wünsche erfüllt sind.

Gedankenlos liess er den Reiz dieser Zeit auf sich einwirken und glaubte vor allen Dingen, dass die Neuheit dieser reinen und idealen Beziehung es sei, welche seine Seele so erquicke, seine Arbeitskraft beflügele, seinen Geist beschwinge. Die Vergangenheit erschien ihm wie ein ewiges Einerlei, und er fand in dem alten, schon in der Lateinstunde gelernten Satz von dem Entzücken, das die Veränderung bringt, wieder einmal die höchste Lebenswahrheit.

Aber das Bild wurde fertig, und wenn auch die Leedfords noch lange nicht an die Abreise dachten, begann Axel vor dem Tag zu bangen, wo Florence nicht mehr kommen würde. Er beschloss vor dem Vater und der Gesellschafterin zu verheimlichen, dass das Portrait vollendet sei.

Florence aber zu belügen, war ihm unmöglich.

Seit langem arbeitete ein Plan in seinem Kopf oder vielmehr ein Wunsch, der zu einer Zwangsvorstellung wurde und die alte Nervo-

sität in seine Fingerspitzen zurückbrachte. Dass Florence ihm behülflich dabei sein werde, bezweifelte er nicht. Er hatte noch ein besonderes Ueberredungsmittel aufgespart — von vornherein natürlich nicht für diesen Zweck, sondern um Florence eine hohe Freude, gleichsam noch zur Steigerung ihrer Gefühle zu geben.

Noch hatte sie sein grosses, prämiirtes Bild nicht gesehen.

Und an einem Morgen, als sie fragte, wie lange sie noch kommen müsse, sagte er:

„Gar nicht — oder immer! Ich muss Ihnen ein Geständniss machen. Schon seit zwei Tagen sitzen Sie ganz unnöthig. Aber ich kann den Gedanken nicht fassen, dass Sie fern bleiben sollen fortan. Lassen Sie mich Sie noch einmal malen — als Madonna. Und weiter . . . wie soll ich es ausdrücken. Auch Sie, theure Florence, haben zwei Seelen in ihrer Brust. Mich drängt es heiss, das himmlich ernste, milde Angesicht zu malen in einer Verklärung, die zu Höchstem emporreisst. Aber auch das junge, lachende, lebensprühende Gesicht möchte ich festhalten, das entzückende Weib malen.“

Und während seine Stimme vor Erregung zitterte, that er, als ob er arbeite.

Florence aber war ganz blass geworden. Ihre Augen leuchteten.

„Mich — als Madonna?“ fragte sie. „Wie soll ich Ihnen glauben, dass Sie das können. Ich habe nur sehr weltliche Bilder von Ihnen gesehen.“

Aber das war nur ein weibliches Zögern. Sie glaubte ihm längst alle Fähigkeiten.

Er legte die Palette nieder. Unwillkürlich stand Florence auf.

Axel hatte schon seit einiger Zeit alles auf den Augenblick vorbereitet. Sein grosses Bild war umgekehrt und abgestäubt worden. Nun zog er den Vorhang jäh zurück, der es verhüllt hatte. Es war ein wenig theatralischer Ueberraschungseffekt dabei. Florence und Miss Brown stiessen auch Beide einen Schrei aus.

„Oh wunder full indeed,“ sagte Miss Brown.

Florence schwieg. Aber in ihrem Angesicht stand die selige Triumphatorfreude, welche nur ein Weib bei der Grossthat des Geliebten so empfinden kann.

Der Christus, welcher da über den Wogen schritt und den halbversinkenden Petrus zu sich emporwinkte, war eine erhabene Gestalt. Die Wunderkraft des Glaubens, die über alle welt-

lichen Hindernisse fortträgt, war in seinem edlen Antlitz leuchtend zu lesen.

Miss Brown fühlte sich beglückt; ihr frommer Sinn hatte immer gelitten bei dem Zwang, hier sein zu müssen. Ihre Bibelfreudigkeit entzückte sich an dem schönen Stoff.

„Wie tief, wie ganz haben Sie den wundervollen Sinn dieser parabolischen Erzählung erfasst. Ihr Christus predigt wahrhaftig. Er scheint zu sagen: Glaubt an das Hohe, und ihr werdet die kleinen und bangen Sorgen des Lebens überwinden," sprach Florence.

Hinter dem Rücken der schauenstrunkenen Miss Brown wechselten sie einen langen, alles verheissenden Blick.

„Also Sie glauben jetzt, dass ich Sie als Madonna malen kann?" flüsterte er.

Sie nickte nur.

„Florence," sagte er — nur mit den Lippen — ohne Laut. Das glich einem Geständniss. Sie zitterte.

„Also was," fragte sie, mit Gewalt einen unbefangenen Ton anschlagend, „was brauchen Sie von mir zu dieser Maria?"

„Nur Ihr Angesicht, einige Linien Ihres Halses und Ihren gelben Shawl, mit dem ich Sie zuerst gesehen."

„Sehr gut," sagte sie lachend, „so werde ich, paradox genug, zu diesen Sitzungen in einer Ballrobe erscheinen."

Von diesem Tage an hatte ihr Verkehr alle Unbefangenheit verloren.

Florence, mit ihrem geraden Sinn und ihrem festen Willen, dachte nur immer, warum er denn das erlösende Wort nicht spräche, warum er die natürliche Frage nicht that: Werde mein Weib.

Axel konnte die Gegenwart der alten Miss kaum mehr ertragen. Er zermarterte seinen Kopf, wo und wie er Florence einmal allein sprechen könne. Denn er brannte vor Begier, diese vollen, stolz geschwungenen Lippen endlich zu küssan.

Und dabei ging es ihm in seiner Arbeit wunderbar.

Er fand keineswegs die befreiende Genugthuung in seinem augenblicklichen Schaffen, die er sich davon versprochen.

Und doch sass Florence geduldig und liess sich „arrangiren", wie er wollte.

Er hatte ihr den gelben Shawl stramm um die Schultern gespannt und auf dem Rücken geknotet, so dass die weisse Haut durch das

Netzgeflecht der Seide schimmerte. Er wusste ihr allerlei thörichtes Zeug vorzuschwatzen, so dass er ihr Gesicht meist lachend vor sich sah. Und er arbeitete in Pastell.

„Das weltliche Weib!“ sagte er, „die Wahl des Materials steht mir nicht frei. Das hab' ich so in den Fingern.“

Ein andermal bemerkte er:

„In einem Verbrechergehirn und in einem Künstlergehirn müssen grosse Aehnlichkeiten sein: beide handeln unter Zwangsvorstellungen. Ich denke mir, dass ein Dieb schwer leiden muss, wenn er sich einmal überwindet, den Gegenstand nicht zu nehmen, nach welchem er giert. So hätte ich gelitten, wenn Sie mir nicht gestattet hätten, die beiden Bilder zu machen, welche ich vor mir sah mit Ihren Zügen.“

Und dennoch befreite es ihn diesmal nicht.

Eine Art Unbehagen beklemmte ihn, als das schöne Mädchen vor ihm entstand, mit jenem Ausdruck sorgloser Genussfreude, welche er — Gott mochte es wissen, wieso ihm das kam — bisher stets in allen Frauengesichtern gelesen. Es giebt Menschen, welche in Folge eines Fehlers in ihrer Pupille alles grau sehen.

So sah er — mit geistigem Auge — immer im Weib zuerst das Sinnliche.

Bei seinen Heiligenbildern hatte er sich aus der Wirklichkeit entfernen und das Gemeine idealisiren müssen. Und dabei hatte ihn immer eine edle Melancholie angewandelt, dass er sich in eine Idealwelt flüchten müsse, um Reinheit zu finden.

Er fing an, das Nebensächliche mehr als skizzenhaft zu behandeln und konnte sich vor freudiger Ungeduld kaum fassen, als der Tag da war, wo er sagte:

„Also heute beginnen wir die Oelskizze zur Madonna.“

Er begann das Haupt der Geliebten zu drapiren und versuchte allerlei Arten von Stellung.

„Ich möchte,“ sagte er mit brennenden Wangen und strahlenden Augen, „ich möchte, dass Jedermann in diesem Bilde, auch ohne den Bambino, die heilige Jungfrau erkennen solle. Ihr Anblick, Florence, zwingt mich, mir das Antlitz der Jungfrau vorzustellen, im Augenblick, wo sie die Verkündigung empfängt. Die Keuschheit ist durchschauert von den Ahnungen künftigen Glücks und verliert dabei zum ersten Male die Unbefangenheit.“

Bei diesen Worten trafen sich ihre Blicke, und eine himmlische Verwirrung bemächtigte sich ihrer.

Mit einer Scheu, welche fast zagender Andacht glich, ordnete Axel nun das Haar und den gelben Stoff und legte ein blaues Gewand um ihre Schultern.

Und dann durchkreuzte mit einem male der alte Frohsinn seine Stimmung.

Als er anfing zu malen — er hatte die Angewohnheit, alles gleich aus den Lokalfarben heraus zu arbeiten — citirte er Wilhelm Busch:

„Und malt in roth und gold und blau
Das Bildniss unserer lieben Frau.“

Er versuchte auch, sich mit Florence zu unterhalten.

Aber es war, als glichen ihre Gespräche versiegenden Quellen. Von Tag zu Tag rannen sie spärlicher. Und meist lag Schweigen über dem Raum.

Florence sass still und sah in tiefem Sinnen vor sich hin; Axel arbeitete, wie er noch nie gethan, so zielsicher und vertieft; nur manchmal trafen sich ihre Blicke — lang und gross. Miss Brown hatte sich entschlossen, einen

Roman von Ouida mitzubringen und schwelgte in heisser Spannung und brennender Liebe für den Romanhelden, der alle Schönheiten und Tugenden in sich vereinigte.

Aber in diesem Schweigen fanden ihre Seelen sich vollends. Er las in ihren Augen, ihrem Herzen, ihren Zügen. Und alles, was es fand, war klar und gut.

Und wie sein Kunstwerk wuchs, so wuchs in seinem Innern die reine Liebe zu ihr und der edle Vorsatz, diese Liebe „das Ideale“ in seinem Dasein bleiben zu lassen. Er verwünschte nicht mehr Miss Brown, sondern sah in Florence das, was er jetzt malte: die heilige Jungfrau.

Der Gedanke an den Abschied war ihm schmerzlicher noch als vor Wochen, aber er war eine Poesie und eine Wollust in diesem Schmerz, welche ihn über sich selbst erhob.

Sie indessen, wenn sie sass und sann, baute an dem stolz- und lustschimmernden Gebäude der gemeinsamen Zukunft.

Und so flossen ihre Gedanken zugleich in einander und doch weit aus einander.

„Wann werde ich das Bild sehen dürfen?“ fragte sie eines Tages.

„Morgen.“

„Und das Pastell?“

„Garnicht.“

„Oh, das ist gegen die Abrede,“ rief sie.

„Und wenn ich Ihnen nun sage, dass mir dies Pastell unangenehm ist, mir ist, wie das Bewusstsein einer Lüge?“ fragte er.

„Dann gerade muss ich es sehen. Denn wir, gerade wir sollen doch immer aufrichtig gegen einander sein, auch im Bekennen eines Irrthums — sei er künstlerischer oder menschlicher Art.“

Sie stand auf. Die biblischen Gewänder fielen von ihr ab. Sie stand da, im vollen Tageslicht, in einem etwas zerdrückten weissen Ballkleid. Ihr edles Haupt kam so, wie es sich auf schlankem Hals über freien Schultern erhob, erst recht zur Geltung.

Miss Brown guckte flüchtig von ihrem Buche auf — ihr Held befand sich in einer fürchterlichen Krisis. Das war ihr nun wichtiger als Florencens Gebaren.

Diese ging auf die Staffelei zu, blieb aber noch hinter derselben stehen.

„Bis morgen könnten Sie das Pastell vernichten,“ sagte sie leise, „nehmen Sie es für

Eigensinn, für Neugierde — genug, mich treibt ein unwiderstehliches Verlangen: ich muss es sehen!“

Er war ganz blass.

„Nun denn,“ sagte er, „Sie haben es gewollt. Aber vergessen Sie nicht, dass ich das Bild bereue.“

Er nahm den Rahmen, der in seiner Nähe umgewendet an der Wand lehnte, und setzte das Bild, welches grösser war, als die Leinwand mit dem Haupt der Jungfrau, und also die nasse Malerei nicht beschädigen konnte, auf die Staffelei.

Florence zuckte zusammen und starrte wohl eine Minute lang auf das verhängnissvolle Blatt.

Ja, das war sie, keck lachend, mit dem Ausdruck üppiger Freude im Gesicht. Um ihre Gestalt war der Shawl gespannt, durch das Gitternetz der Seide schimmerte die Haut, und obschon das Bild gleich unter den Schultern ins Ungewisse sich vorlor, hatte man den bestimmten Eindruck, dass ein unbekleideter Körper zu diesem Haupt, zu diesen Schultern gehöre. Darunter stand: Venus im Netz — mit grossen, flotten Zügen schräg hingeschrieben.

Da sie immer schwieg, wagte Axel sie anzusehen und sah in ein schmerzverzerrtes leichenblasses Gesicht, über dessen Wangen — oh namenloser Schreck — zwei grosse Thränentropfen langsam rannen.

„Florence!“ flehte er leise.

Da sah sie ihn an, mit einem Blick, dessen schmerzliche Gefasstheit er nicht ertragen konnte.

„Sie haben mir weh gethan. Sehr weh, Das ist — unanständig empfunden, gegen eine Dame — die — die — — Ja, ich war in einem Netz. Ich zerreisse es. Leben Sie wohl.“

Ein Weib sagte ihm Lebewohl! Ein Weib, welches klein von ihm dachte! Das war ihm noch nie begegnet.

Wenn sie noch gezürnt hätte, gerast — geklagt.

Aber mit einem vernichtenden Wort und mit einem gefassten Lebewohl wollte sie ihm entschwinden . . .

„Florence,“ flehte er und hielt gegen ihren Versuch, sie ihm zu entziehen, ihre Hände fest, „ich beschwöre Sie, mich so nicht zu verlassen. Sie sollen auch die Jungfrau sehen, und dann — ja dann mögen Sie gehen.“

Er liess sie. Er nahm das Pastell und

warf es wie eine Wurfscheibe in die fernste Ecke. Es fiel auf die Farbenseite und glitt, in Folge der Schleuderkraft, noch ein Stück auf dem Teppich weiter. So war es gleich verwischt und verdorben.

Dann sah er sie an. Und sah, dass auf ihrem Angesicht ein Leuchten langsam tagte, als sie des Madonnenbildes ansichtig wurde.

Das war auch sie, das züchtige Haupt in süssester Verwirrung leicht gesenkt, den Zauber hoheitvollster Reinheit in den Zügen. Und derselbe gelbe Stoff schlang sich hier einfach und farbensatt um ihre Schulter und liess ein Stückchen blaues Gewand auf der Brust noch sehen.

„Florence," sagte er mit zitternder Stimme, „es ist das Ziel meiner Künstlerträume gewesen, einmal das Uebersinnliche, das geheimnissvoll Jenseitige, was jedes Menschen Seele als Wunsch oder Ahnung durchzieht, sinnlich so beredt und so edel wiedergeben zu können, dass es dem Beschauer zur Offenbarung werde. Das Göttliche soll ihn ergreifen. Er soll fühlen, dass es, dem niedrigen Treiben dieser Welt abgewandt, eine reine und höhere Welt der Empfindungen und Gedanken giebt, und es soll ihn mächtig zu dieser emporreissen. Mögen meine

Bilder dem Einen zum Symbol des Kirchenglaubens, dem Andern zu dem der Menschenliebe ohne Grenzen eines Cultus, dem Dritten zum Sinnbild poetischer Verklärung werden — nur erhoben sollen sie sich Alle fühlen. — Und Ihr Wesen, Ihr Angesicht, liess mich meinem Ziele nahe kommen — ohne mein Modell idealisiren zu müssen.“

Sie sah ihn an. Eine übermächtige Erschütterung beraubte sie aller Fassung. Ihr Ausdruck und die Blässe ihrer Wangen erschütterten auch ihn.

„Florence,“ rief er, „Sie lieben mich.“

Und seine Arme umfingen die willenlose Gestalt.

„Geliebte — Süsse,“ flüsterte er, und seine Lippen brannten vor Sehnsucht, sie weltvergessen zu küssen.

„Oh Axel!“ sagte sie nur.

„So hast Du mir verziehen?“ fragte er leise. „So wirst Du nicht scheiden und klein von mir denken? Du wirst in Deiner Seele das Bild dieser Madonna mit hinwegnehmen? Und sie, das schwöre ich Dir, soll der Schutzgeist meines Lebens werden.“

Da erhob sie das Haupt und sah ihn mit

einem strahlenden Gesicht an. Ein glückliches und zugleich verwundertes Lächeln spielte um ihre Lippen.

Sie beachteten es Beide nicht, dass Miss Brown wie versteinert dastand und ihnen zusah, denn Miss Brown hatte eben ihren Helden in den Hafen einer reichen Verlobung begleitet und sah nun eine wirkliche Fortsetzung der eben genossenen Begebenheiten.

„Du lächelst?“ fragte er zärtlich, aber von einer jäh erwachenden Ahnung so erschreckt, dass ihm das Herz im rasenden Zeitmass schlug.

„Weil Du von Abschied nehmen und scheiden sprichst, Geliebter. Weshalb glaubst Du denn, mir entsagen zu müssen? Vater hat nichts gegen unsere Heirath. Gewiss nicht. Und ich bin obenein seit drei Jahren meine eigene Herrin. Komm schnell zu meinem Vater.“

„Wie Du mich beglückst,“ murmelte er und zog sie wieder an sich, damit sie das glühende Roth seiner Stirn nicht sähe und die tiefe Beschämung nicht erriethe, welche seine Seele fast vernichtete in diesem Augenblick.

Sie, das stolze, reine Wesen, hatte keine Sekunde daran gezweifelt, dass Liebe geben eins sei mit Leben hingeben.

Er aber hatte nur eine „ideale Episode“ zu erleben vermeint.

Und als er sie so an seinem Herzen hielt, begriff er plötzlich, was sie ihm geworden war, und dass er ohne sie nicht weiter leben möge.

Sie hatte ihn von Venus zu Maria geleitet.

EIN AQUARELL.

Gestern sah ich in einem Spinngewebe, welches breit auseinander gesponnen zwischen dem Geäste der Laube hing, zwei Libellen. Der Kopf der einen schien unter dem Körperende der anderen zu kleben, so bildeten die beiden langen, schmalen Leiber eine Linie mit einem Bruch, auch in der Farbe, denn das weibliche Thier hatte noch im Tode sein leuchtendes Kobaltblau bewahrt, seine lockende Schönheit, durch welche es sich vor dem bräunlichen Männchen auszeichnet. Taumelnd, im Liebesgenuss, waren sie in das Spinngewebe gefallen.

Sentimentale Vergleiche mit socialpolitischen Nutzanwendungen träumten mir durch die Seele. Ohnedies hatte ich einen fast schmerzlichen Genuss durch den sich zum Herbst schon verblassenden Hochsommertag. Die Obstbäume

stehen noch in dunklem Laub, aber auf den Beeten die Akeleyblätter sind lila-bronze, wie — ja, wie die Farbe caput mortuum. Und der wilde Wein glüht in Flammen, wie ein Mensch, der beim Herbstwittern des Lebens noch einmal heiss aufbegehrt.

Durch die Erlenreihe, welche am schmalen, von Krauseminze überwucherten und überdufteten Graben die Gartengrenze bildet, blicken die Breiten der gelben Stoppelfelder, auf denen die fetten Kühe Nachlese halten. Die feuchtschwere Erdkrume des Marschbodens dünstet so stark aus, dass es mir zuweilen wie Fieberschauer durch die Pulse rinnt.

Wie erfinderisch ich doch bin, Orte zu entdecken, die fast noch Niemand kennt. Und wie ich sie liebe, diese schwermüthigen Erdenwinkel hinter den Deichen. Jenseits rollt die Nordsee gegen den Wattenstrand. Auch dort, auf der grünen Rasennarbe des schmalen Ufers liegt es sich gut, wenn der grau bewölkte Himmel über dem braungrün wogenden Meere hängt. Wenn hier die Sonne scheint, sieht es unwahr oder mitleidig aus.

Die kleinen, sauberen Häuser des Dorfes, mit rothen Ziegel- oder graugrünen Stroh-

dächern, an deren Giebelspitze sich Pferdeköpfe aus Holz kreuzen, tauchen nur wenig zwischen den Baumwipfeln auf. Lang und einstrassig zieht das Dorf sich im Deichschutz hin, dahinter streifen sich die knickgetrennten Felder horizontwärts.

Auf der Deichkrone, wo der Sturm Einem am Gewand zerrt, dass man besser thut, sich den Plaid umzuwickeln wie ein Engländer, auf der Deichkrone wandelt es sich gut. Die Seele und das Auge können land- oder meerwärts fliehen — je nach dem Durst, den sie haben.

Meine dürsten immer nach stiller Schönheit. Nur wundert mich, dass das, was ich sehe, auch von den Menschen gesehen werden mag. Es wundert mich immer wieder. Meine Bilder sind so wenig — für Andere! Ich male sie mir. Und sie gefallen doch.

Sie gefielen auch „ihr“. Sie und ihre alte Mutter haben auch den Hang nach einsamen Stätten. Mir scheint indessen, dass es den Frauen darauf ankommen muss, nicht nur Nordseeluft, sondern auch wohlfeile Nordseeluft einzuathmen. Sie und ich sind die einzigen Gäste. Im Juli sollen drei oder vier Familien hier gewesen sein, und die Entdeckung dieses Dörf-

leins als „Badeort“ scheint bevorzustehen. Die Kinder jener Familien sollen gleich mir in frühen Morgen- oder in stillen Mittagsstunden, je nach der Fluth, frank und frei gebadet haben. Eine Zelle oder Karre giebt es nicht, und „sie“ kann deshalb nicht baden.

Vielleicht thäte sie es auch sonst nicht. Denn sie — —

Ich sah sie zuerst, als ich zur Ebbezeit auf dem weissen Sand spazierte, welcher sich dann vor dem zurückweichenden Meer entblösst und, soweit das Auge reicht, blendend hell den grünen Wattenstrand umsäumt. Da lag sie zusammengekauert und den Ellenbogen auf einen grossen Stein gestützt, von einem Tuch beinahe verhüllt. Ich konnte mir die Linien ihrer Gestalt auf keine Weise zusammenkonstruiren.

Aber ich stand still und sah ihr in das Angesicht.

Dies ist von schönem Oval und hat Farben ohne Gleichen, Farben von einer schimmernden Blässe. Die Züge sind ziemlich regelmässig, nicht so statuenhaft gleichförmig geschnitten, dass sie todt wirken, sondern voll von dem feinen Leben vertiefter Schmerzenslinien. Das Auge gross, grau und von jener stillen Schwer-

muth, die ein Theil auch meiner Seele sein muss, denn man sagt, dass sie in meinen Bildern wohnt. Das Haar, aschblond und ohne Glanz, war mehr madonnenhaft, als klassisch geordnet.

Ich liebe mehr den griechischen Knoten, lose im Nacken, und ich entsinne mich, dass meine Finger vor Verlangen zuckten, dies schöne Haar künstlerisch ordnen zu dürfen. Zuerst ist mir alles Lebende immer nur Modell oder Motiv. Es ist immer der Maler in mir, der beobachtet und oft zudringlich beobachtet.

An ihrem Erröthen begriff ich, dass ich zu unbefangen lange nach ihr gesehen. Grüssend ging ich weiter.

Der hässliche Hut am Boden neben ihr, das carrirte Tuch —, Quadrate auf Stoff beleidigen mich — welches sie verhüllte, verstimmte mich. Denn an Frauen liebe ich Schönheit auch in der Gewandung. Ich bin so nervös, dass mir ein hässlicher Stoff, eine schlecht sitzende Taille, eine wenig gepflegte Hand oder ein schlecht frisirtes Haar aufkeimende Neigung für eine schöne Frau zerstören kann. Als ich in Elsy verliebt war — gute Elsy, Du feierst jetzt so viel Triumphe in den Ballsälen, in

welche ich Dich nie geführt —, bemerkte ich eines Tages, dass sie hohe Hackenstiefeln an ihren kleinen Füssen trug, und erfuhr, dass dies von je ihre Gewohnheit gewesen. Auf einmal sah ich nun diesen kleinen, elegant chaussirten Fuss — nackend vor meinem Geist und sah ihn blauroth, mit ballenartigen Ausbeulungen — von den modernen Stiefelchen. Damals trug man noch kein englisches Fusszeug. Und — adieu Elsy!

Und „sie“ hatte vielleicht keinen Geschmack? Auch Armuth kann zierlich sein. — Aber ich that ihr Unrecht. Das Tuch gehörte der Mutter, und fortan sah ich sie immer in sanften, harmonischen, hellgrauen Kleidchen, die zu ihr passen. Ach schmerzlich passen. Und der böse Hut wurde täglich von mir mit lebendem Gerank phantastisch ausgeputzt.

Am anderen Tag sass ich gegen zehn Uhr Vormittags auf dem Erdwall, der die Schlehdornhecke eines Knicks trug. Meine herabhängenden Füsse tauchten in Brombeergestrüpp. Aus dem Schlehdorngezweig duftete eine letzte Blüthe des darin herumrankenden Caprifoliums. Ich hatte eine weisse Baskenmütze von Filz in den Nacken geschoben, weil die Buschwand

hinter mir vordringende, kitzelnde Zweiglein herausstreckte.

Auf meinen Knieen hielt ich meine grosse Schiefertafel, darauf mein Blatt Aquarellpapier feucht klebte. Von meinem Daumen streckte sich der Blechkasten mit den moist colours wagerecht in die Luft. Mein Wasservorrath und mein Frühstück lagen neben mir im hohen, gelblichen, verblühten Gras. Ich sah vor mir die vom bläulichen Dunst umschleierte Ferne der Ebene, das blasse Kirchthürmlein am Horizont, auftauchend aus den lila Tinten von Baumgruppen, und den Feldweg, der mit ausgefahrenen Furchen geradeaus fernwärts zog. Eine Schafheerde graste übers Feld, der strickende Schäfer ging hinterdrein. Dazu ein sonnenloser, fast weisser Himmel. Dies ganze Bild, ein Blatt ohne Licht und ohne Schatten, hielt ich fest.

Es raschelte rückwärts neben mir, wo der Feldweg den Knick durchschneidet. Und auf einmal sass „sie“ neben mir. Mein Platz war nur drei Schritte von der Wegkreuzung entfernt, und sie war entweder den Knickweg oder die Feldstrasse daher gekommen.

Ich grüsste stumm, mit schnellem Seiten-

blick. Dabei kam es mir wieder vor, als hocke sie in sonderbarer Stellung.

Ich begegnete ihrem Auge. Mir unerklärlich: mein Herz klopfte. Und es beruhigte sich auch nicht, als wir lange schweigend zusammen sassen.

Ist das die Nervosität, welche den Mann ergreift, wenn er sich allein neben einem jungen, schönäugigen Weibe weiss? fragte ich mich. Weshalb klopft mein Herz um eines Mädchens willen, von dem ich gar nichts kenne, weder Namen noch Geist, weder Bildung noch Charakter? Alles an ihr kann mich abstossen, wenn ich es kennen lerne. Oder ist es die Angst, das Sorgegefühl, dass in dieser schweren Einsamkeit ein Mann und ein Weib nothwendig zu einander gedrängt werden müssen? Dass sie naturnothwendig den Versuch machen werden, sich zu suchen?

„Bin ich unbescheiden, wenn ich zusehe?“ fragte sie mit einer Stimme, welche in mir ein kurzes Entzücken der Ueberraschung aufwallen liess. Ihr Organ war, wie ihre Augen, sanft und traurig.

„Ich weiss es noch nicht, ob Ihre Gegenwart mich stören oder beschwingen wird?“ antwortete ich.

„So giebt es für Sie nie eine gleichgiltige Gegenwart?“ fragte sie, und aus dieser Frage wusste ich, dass sie mich verstehe.

„Nein. Vielleicht ist mein Nervenleben ein wenig zu empfindsam,“ sprach ich.

„Man sagt, dass solche Empfindsamkeit die Vorbedingung zum künstlerischen Aufnehmen aller Dinge sei.“

„Sie wissen, dass ich Künstler bin?“

„Ich sehe es,“ sagte sie mit einem Lächeln, dessen zauberische Anmuth ich geniessen konnte, weil ich bei meiner Frage von meiner Tafel auf und zu ihr hinsah. „Aber,“ fuhr sie fort, „ich weiss es auch. Wie sollte meine gute Mutter sich nicht nach dem ausser uns einzigen Gaste des Ortes erkundigt haben. Sie sind Herbert Oswald, und ich kenne alle oder fast alle Ihre Aquarelle, von denen ich eine Sammel-Ausstellung in der Schulteschen Kunsthandlung gesehen habe und immer wieder gesehen habe, so lange sie ausgestellt war.“

Ihre artige Offenheit erfreute mich. Sie fühlte wohl, dass hier nicht der Ort und nicht die Stimmung war für überflüssig verlogene, gesellschaftliche Formalitäten.

Und ich fühlte, dass sie meine Bilder liebte,

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

obschon sie es nicht sagte. Sie, sie vor Allem musste sie ja lieben.

Mir kam der merkwürdige und dringende Wunsch, ihr auch etwas vom Menschen zu verrathen, da sie doch vom Maler Alles wusste.

Ob es Anderen auch so geht, ich meine denen, die gleich mir in der Schönheit arbeiten? Zu Stunden will ich, dass man mich über meine Werke vergesse. Und zu anderen Stunden drängt's mich heiss, zu betonen, dass ich ein Mann bin, dessen Selbst nicht ob seiner Werke willen unbeachtet bleiben darf. Vielleicht taumle ich so zwischen der Eitelkeit des Geistes und der Eitelkeit des Leibes hin und her.

„Wundert es Sie nicht, mich hier in dieser Einsamkeit zu finden?“ begann ich unser kurzes, wunderliches Gespräch, während meine Hand mit dem Schwämmchen dem Himmel seine silberne Helle gab.

„Nein. Dass Sie die schattenvollen Marschen lieben, sagen Ihre Bilder. Es ist wenig Lebensfreude darin.“

„Das liegt in meinen Augen, nicht in meinem Temperament,“ sagte ich scherzend, „ich sehe nun einmal grau in grau. Aber ich habe Stunden, wo alle meine Nerven sich anspannen

gleich einem schussbereiten Bogen und meine Seele wie ein Pfeil davon schiessen möchte, mitten hinein in die jubelnde Glückseligkeit.“

„Wer hätte nicht diese Anwandlungen gegenstandslosen Freudedurstes?“ sagte sie leise.

„Und noch Eins, was ein Widerspruch meines Wesens zu meinen Bildern ist,“ fuhr ich fort, „meine Bilder sind bescheiden, wie der Frieden auf dem Lande, wie die Freude des Armen. Aber mein Wesen ist bunt und eitel. In meine Bauernstube selbst habe ich etwas Sybaritenthum getragen, denn ich kann nicht aus groben Tassen trinken und keine hässlichen Tapeten sehen. Und mein Name selbst ist ein Product meines täglichen Begehrs nach Schönheit und Wohllaut. Ich habe ihn auf der Akademie schon angenommen, um meinen hässlichen Tauf- und Familiennamen nicht mehr zu hören.“

Eine kleine Pause. Mir war, als hörte ich einen zitternden, leisen Seufzer.

Dann sagte sie einfach:

„Sie sprechen gern von sich.“

„Ja. Aber mein Milderungsgrund ist, dass ich fast nie Gelegenheit dazu habe. Ich besitze keinen intimen Freund, nur lauter mir wohl- oder übelgesinnte — Bekannte. Und ich träume

immer von einer Frauenseele, die mich einst ganz verstehen wird. Denn nur ein Weib kann mich begreifen und ertragen. Ein Mann nicht.“

Sie schwieg. Mir war ihre Nähe so innig vertraut schon. Ihre Seele war der meinen ganz nahe gekommen. Eine jener wunderbaren und schnellen Verknüpfungen hatte stattgefunden, wie es nur sein kann, wenn die lang durch Einsamkeit und träumende Sehnsucht vorbereitete Seele eine andere, ebenso bereite Seele findet und Stunde und Stimmung obendrein zur Hingebung verführen.

Nach einigem Schweigen fragte ich:

„Wie heissen denn Sie?“

„Hedwig.“

Nichts weiter. Wie mich das beglückte, dass sie es verstand, wie ich keine Familienchronik, keine Volkszählungsangaben hatte hören wollen, sondern nur ihren Namen. Nach einem Weilchen, da sie mir zugesehen, sprach sie:

„Es ist ja fast schwindelerregend, wie Sie das machen. Mit einem Nichts von Farbe — und so schnell — so keck. Ich fasse es kaum. Und doch ist der ganze beleidigend helle Himmel, doch ist der ergreifend deutliche Charakter der vom Wetter, der Arbeit und der

Noth gebeugten Gestalt des Schäfers unübertrefflich wiedergegeben.“

Ich besah meine Arbeit.

„Mitleid ist freilich nicht darin.“

„Sie drücken sich falsch aus,“ rief sie, „es ist keine Sentimentalität darin. Wohl aber ruft es durch die echte Wahrheit Mitleid hervor.“

„Sie thun mir wohl — Hedwig,“ sagte ich.

Sie sah mich an. Unsere Blicke irrten aus einander, eine kurze Verlegenheit beklemmte uns. An einander drängen würde uns noch die Einsamkeit — ja, das war's, was wir bänglich fühlten. Eine wohlige, süsse Angst kam in mein Herz. Und ich sah lange und tief in die wundervollsten Augen.

„Ich darf Hedwig sagen. Das Recht dazu liegt in der Art unserer Begegnung. Wir stehen einander gegenüber, Mensch dem Menschen. Hedwig und Herbert Oswald. Wir haben uns in einer kleinen, kurzen, edlen Freiheit von der Gesellschaft und ihren Schranken losgelöst, und ich weiss nicht, ob Sie in der That ein Fräulein X., und Sie wissen nicht, ob ich nach meinen Militärpapieren nicht ein Herr Z. bin.“

Nach dieser Erklärung streckte ich ihr in einer Art brüderlicher Aufwallung die Hand

hin. Aber als sie lächelnd ihre weissen, etwas krankhaft weissen Finger hineinlegte, floh die brüderliche Unbefangenheit, und mit einer zagenden Scheu liessen wir schnell von der harmlos gewollten Berührung ab.

„Hedwig," sagte ich, „warum hocken Sie da so wunderlich und sind von dem abscheulichen Tuch so umhüllt? Wissen Sie, dass dies Tuch und die Ungrazie, welche seine unglaublichen Falten Ihrer ruhenden Gestalt geben, mich schon gestern ärgerte. Thun Sie es ab!"

„Es gehört Mama," sagte sie unlogisch, und sie sah so leidend, so bleich dabei aus, dass ich verständnisslos erschrak. Vielleicht hatte sie es übelgenommen, dass ich ihr Tuch hässlich fand.

„Die Sonne, trotz ihres Verstecks hinter weisser Wand, blendet schon zu sehr. Ich packe ein," sagte ich.

„Da liegt Ihr Frühstück."

„Das wandert wieder in die Tasche zurück. Gehen wir zusammen?"

Sie nickte.

Und während ich meine Sachen zusammensuchte, ihr den Rücken kehrend, stand sie auf.

Als ich mich umwandte, begegnete ich

ihrem tiefen, todtraurigen und angstvoll forschenden Blick.

Ich aber erschrak, dass mir der Athem stockte. Wie Blei fiel es in meine Füsse, meine Kniee bebten, als sollten sie brechen.

Hedwig war verwachsen! Sie war reichlich mittelgross, ihre Taille hatte jene Form, die Verwachsenen eigen ist: von der Seite gesehen sehr breit, von vorn nur schmal. Ihr Brustknochen wölbte sich vorn, etwas nur — wie eine Hühnerbrust. Und so auch trat das Rückgrat heraus. Wenig nur Beides. Aber genug, um den Oberkörper für mein Auge schmerzlich zu entstellen.

Wir sprachen kein Wort. Mein Entsetzen war ihr nicht verborgen geblieben, es war ihr auch sicherlich nicht unerwartet gekommen.

Wir gingen neben einander her. Da endlich hub ihre liebe, sanfte Stimme an zu sprechen:

„Auch ich will von mir etwas sagen, wie Sie vorhin von sich. Im Bewusstsein, dass ich kein Weib bin wie andere, und dass ich mich der ängstlichen Zurückhaltung nicht so zu befleissigen habe, weil — weil die Natur — — genug, eine Art innerer Sicherheit liess mich mir die Freiheit nehmen, zuerst mit Ihnen zu

sprechen. Ich habe auch anders gelebt, wie sonst Mädchen in jungen Jahren. Studien und stille Gedankenarbeit haben meine Tage ausgefüllt, dazu Pflichten gegen eine kränkliche Mutter. Nur meine Augen haben geniessen dürfen, und die Natur und Bilder zu sehen ist meine, beinahe möchte ich sagen schwelgerische Leidenschaft geworden. Ich liebe die Einsamkeit, weil die Nähe von Menschen mich in meinem Zusammensein mit der Natur stört.“

Sie schwieg, als habe sie mir nun genug und das Wesentliche gesagt.

Ich seufzte schwer. Jedes Wort von ihr war mir eine Liebkosung für mein vielleicht krankhaft zartes Gemüth. Mein Gott — es schien mir bei jedem ihrer Worte klarer, dass unsere Seelen auf einen Accord gestimmt waren.

Unsere Wege trennten sich. Ich verabredete mit besonderem Eifer ein Zusammensein für den Nachmittag am Strand. Ich war beflissen, im freundschaftlichsten Tonfall der Stimme zu reden, um in ihr nicht den Gedanken zu erwecken, als sei ich entsetzt. Sie aber, verstand sie, was sich hinter dem Tone barg? Sie sah mich sonderbar an. Und unsere Hände zitterten in einander.

Dann floh ich wie entsetzt und warf mich in meiner Behausung auf mein Bett. Ich fühlte mich krank, eine physische Uebelkeit machte mir Kopfschmerzen.

Endlich begann ich, mich selbst zu verhöhnen. Was ging mich das krumme Rückgrat dieses Mädchens an? Nur weil sie einen seelenvollen Blick und eine seelenvolle Stimme hatte?

Meine Phantasie entkleidete dieses Weib. Und trotzdem — mein Denken war nicht unkeusch. Und immer neu war mein Entsetzen, wenn ich mir zu diesem edel-schönen Haupt das — das — Weitere dachte.

Am Nachmittag hatte sich die Sonne durchgekämpft. Ich streckte mich am Strande hin in die verfilzte grüne Rasennarbe.

Das Meer regte sich zur Fluthbewegung, der Wind blies frischer, schon begann ein Plätschern und Raunen, schon leckten die Wellen mit Perlenwerfen höher am weissen Sandsaum hinauf.

Hedwig kam mit ihrer Mutter. Auch die Mutter war verwachsen, nur viel mehr als die Tochter. Das versetzte mich in das massloseste Staunen.

Also die hatte einst einen Mann gefunden,

welcher ob ihrer seelischen Schönheit ihres grausamen Fehlers vergessen? Dieser Mann hatte Kinder mit ihr gezeugt und obendrein einen langen, schlanken, kraftvollen Sohn.

Denn natürlich theilte mir die alte Frau im Verlauf der ersten halben Stunde Alles mit: Namen, Stand, Herkunft. Ich erfuhr, dass sie eine Oberstenwittwe sei und ihr Sohn als Lieutenant bei den sechsten Kürassieren stehe. Ein Kürassier — nun, da wusste ich eben ohne Personalbeschreibung, dass es ein gerader und kraftvoller Mensch sei.

Wie oft, wie quälend oft kehrten meine Gedanken zu diesem „schlanken“ Sohn zurück. Was bringt doch ein bischen naturwissenschaftliche Bildung für kritisches Erwägen in die modernen Menschen.

Wir sassen zusammen, und ich plauderte Oberflächliches mit der Mutter, während die Tochter meist schwieg. So schien die Stunde inhaltsleer.

Und doch! Mein Auge hing immer wieder an den schmerzvertieften Zügen. Ihre Seele und die meine schienen auch im Schweigen immer zu einander zu sprechen.

Der Wind hob sich zum fröhlichen Sturm,

der unter strahlend blauem Himmel einherjagte und die grünglasigen hochschwellenden Wogen spitz emportrieb und zu weissem Schaum zerschlug. Fauchend und brüllend kamen sie landwärts und warfen sich hoch an den Strand.

Auf der Dünenkrönung stapften ein paar Fischer in ihren hohen, breit ausladenden Stiefeln vorüber.

„Lockt Sie das nicht zu malen?“ fragte die Mutter, die mit viel Unverständniss und Eifer mich von meinem Metier unterhalten zu müssen glaubte.

„Mich lockt nur die Ebbe,“ sagte ich.

Im Laufe des Nachmittags bat ich um die Erlaubniss, Hedwigs Kopf malen zu dürfen.

„Oh, Sie malen auch Köpfe?“ fragte die Mutter.

„Ein Maler soll Alles malen können, wie er auch Alles sieht. Nur die persönliche Vorliebe für ein besonderes Stoffgebiet macht uns scheinbar zu Specialisten. In der Form der Wiedergabe sind wir an Grenzen gebunden: der, welcher breite, markige Kraft in sich fühlt, mag an die Oelfarbe gebunden sein; wer, wie ich, fast weibliche Empfindungsfeinheit in Hand und Aug' und — Herzen hat, mag sich

am völligsten nur im Aquarell aussprechen können. Ich weiss es nicht. Aber ich weiss, dass es für den Inhalt keine anderen Grenzen geben darf, als eben die durch die Natur der Malerei selbst bestimmten.“

Und von da an sass mir Hedwig — meist Nachmittags am Strande.

Und von da an waren meine Nächte ohne Ruhe.

Ich ging mein ganzes Liebesleben zurück, tastend, kritisch-grüblerisch. Ich bin sehr oft verliebt gewesen. Wie natürlich wohl bei einem Manne, dessen ganzer Beruf, dessen vornehmster Lebensinhalt also sich ganz auf die über das Gewöhnliche hinaus erhöhte Sinneskräftigkeit gründet.

Und ich gestand mir, dass ich noch niemals das empfunden habe, was mich innerlichst und stark traf, als meine Augen Hedwigs Blick begegneten. Wo ich mich in den Kreisen der Gesellschaft, also der Konvenienz verliebt hatte, war's immer ein langsames Anschüren von beiden Seiten gewesen — also wohl meist ein Spiel der Eitelkeit oder der verstellten Sinnlichkeit. Und wo ich sonst ein Weib einmal an mich gezogen, ist es brutale Lust gewesen. Nichts weiter.

Hedwig, Dir erst ist meine Seele erwacht!

Und doch, und doch — — ich hatte ja auch einst im Geiste Elsys Füsschen entkleidet . . .

Das Entsetzen lähmte immer neu meinen Geist.

Ich lernte sie nun kennen. Als zärtlich unermüdliche Tochter. Als fein und klug waltende Hausfrau, die unter schwierigen Verhältnissen für Speise und Behagen zu sorgen verstand, dass die kranke Mutter die Rauheit des Bauernlebens nicht empfand. Als Gefährtin, die so zart zu schweigen, so anregend zu fragen verstand, und die mich begriff auch ohne Worte.

Die Natur hat mich strafen oder necken wollen.

Hedwig, Du hast alle Vollkommenheiten, die meine Seele vom Weib meiner Wahl erträumt. Alle — ausser der einen!

Ich begann mir einzureden, unsere Gefühle für einander seien wunschlose Freundschaft — könnten nichts Anderes sein. Und warum die Tage dieser tiefbeglückenden Freundschaft nicht auskosten?

Wir waren vom Morgen bis zum Abend zusammen. Ich hatte Stunden, wo mein Auge

sich so sehr an Hedwigs Gestalt gewöhnt hatte, dass ich begann, in ihren Bewegungen Einzelzüge von Anmuth herauszufinden. Geschah das, weil mir ausser den derben Bauer- und Fischerfrauen nichts Weibliches vor Augen kam? Weil ich eben nur an ihr die wohlthuenden Gewohnheiten der Dame sah?

Oder war das die Liebe, welche Alles colorirt nach ihren Wünschen?

Ich begann — den Rücken gerade zu sehen!

Nach einem schwülen, sternenlosen Abend, da in den nächtigen Lüften ein Gewitter brütete, hatte ich eine besonders schlechte Nacht. Nach langem Umherwälzen schlief ich ein. Der heisse Tag hatte mein Blut sieden gemacht. Ich träumte, und im Traum hatte Hedwig sich an mich geschmiegt. Ich sah ihr liebes Gesicht und ihre Gestalt, schön und schlank. Meine tastende Hand ging an einem nackten Rücken entlang, einem Rücken mit so köstlichen Linien, wie sie die Venus Kallipygos von Neapel zeigt.

Im seligen Schreck erwachte ich. Die Scheiben klirrten von einem Donnerschlag. Draussen ging im tagenden Morgengrauen ein Gewitter mit prasselnden Regengüssen nieder.

EIN AQUARELL.

Vormittags sass ich auf meinem Malstuhl am Strand. Ich hörte sie kommen. Aber mein Herz bebte. Ich sah mich nicht um.

Sie stand schweigend hinter mir und sah zu. Ich malte.

Unter dem noch regengrauen Himmel lag das stille graue Meer, gleichsam feig zurückgekrochen, in der Ohnmacht seiner Ebbe. Nahe dem Strande wateten ein Mann und ein Weib, hochgeschürzt mit nackten Beinen, im schlammigen Schlick des fast entblössten Meergrundes. Sie schoben Jeder eine Hacke vor sich her im schweren, langsamen Schreiten. Es waren Krabbenfischer. Das orangefarbene Kopftuch der Frau war das einzige leuchtende Farbenpünktchen in der Scenerie.

Ganz dieselbe hatte ich schon so an anderen Tagen vor mir gehabt. Mein Aquarell war nahezu fertig, und heute legte ich die letzte Hand an.

„Es ist das schönste, was Sie je gemacht haben," sagte Hedwig leise.

Es lag so viel innige, verhaltene Freudigkeit in ihrer Stimme, die Antheilnahme einer Seele, die stolz auf die Werke des Freundes ist.

Ich sah mich in aufwallender Dankbarkeit

um und erschrak, erschrak wie damals zuerst! Denn nach dem Traum der Nacht sah ich wieder neu, was mich entsetzte.

Sie aber, mit ihrer ahnungsvollen, schmerzlich klugen Seele fühlte, dass etwas Grauenvolles sich in mir begab.

„Wollen Sie sehen," stotterte ich, um mich zu verstecken mit meinen aufgescheuchten Gefühlen, und reichte ihr meinen Block mit dem Bilde, welches sie ohne das sehen konnte.

Sie nahm es. O, gewiss, auch ohne des Bildes zu achten. Ihre Hände bebten, und sie that, als sähe sie vertieft auf mein Aquarell.

Da löste sich eine Thräne von ihren Wimpern und tropfte schwer nieder, mitten hinein in den Himmel des Bildes.

„Oh Gott," sagte sie.

Ihre Augen schwammen in Thränen, und bang sah sie mich an.

Ich aber nahm ihr sacht das Bild aus den Händen und legte es auf meinen Malstuhl.

Und ich stand neben ihr und hielt ihre armen, kalten Fingerchen fest, fest in meiner Hand.

„Wir lieben uns, Hedwig," flüsterte ich,

„aber wir lieben uns rein und wunschlos, wie Geschwister.“

Da entriss sie sich mir und lief davon.

Mir war so verworren und elend um das Herz.

Weiter malen an dem Bild, darauf ihre Thräne eingetrocknet war — nein. Das konnte ich nicht.

Ich ging heim. Dann trieb ich mich stundenlang in den Knicken umher und fühlte, wie mir Fieber ins Blut kam von den feuchten Dünsten der regendurchweichten Marsch.

Zum ersten Male sehnte ich mich nach der Sonne.

Aber erst mit der Dämmerung klärte sich der Himmel auf, und zwischen dem Gewölk, das sich in ruhvoller Majestät langsam vertheilte, blinkten Sterne auf.

Ich ging wieder über den Deich, uferwärts hernieder.

Das Meer gähnte mich wie eine schwarze Unendlichkeit an. Ich starrte hinaus, ohne Gedanken. Meine Seele war wie begraben. Ich versuchte nicht, mich durch kraftvolles Wollen von dem Druck zu befreien, der auf mir lag.

Ueber der Linie des Horizontes, die mein

Auge nur errathen hatte, schob sich etwas empor — wie eine kleine rothe Spitze.

Zugleich hörte ich, dass es sich hinter mir regte.

„Hedwig!“ rief ich.

Es hatte auch sie an den Platz zurückgetrieben, wo ich ihr heute jene schmerzliche Thräne entlockt.

Athemlos stand sie neben mir. „Der Mond kommt!“ sagte ich und legte ihren Arm in den meinen.

Und so standen wir stumme Minuten. Der Mond stieg mit zaubervoller Schnelle und Leichtigkeit höher und höher. Seine Bewegungen bleiben mir immer wie ein Märchen, und für mich ist es zu Stunden noch immer wie einst in Kindertagen, als zöge der liebe Gott ihn an einem unsichtbaren Fädchen hoch, nachdem ihn die Englein drunten blank geputzt. Das Roth des Halbmondes verblasste sich zum Silberschein.

Und während meine Seele sich gleichsam badete in der Poesie kindlicher Träume, fühlten meine Nerven dennoch zitternd die Nähe des geliebten Weibes.

Plötzlich, als der Mond sich ein Stückchen

über der Horizontlinie befand, begann sein Licht bis zu unserem Strand ein breites, fluthendes Silberband über die Wogen zu legen. Und die Strahlenfülle wirkte in unsere Augen hinein.

Lange schon hatte ich gefühlt, dass Hedwig mich, immer nur mich ansah.

Und jetzt suchte mein Auge, mit dem heissen Bedürfniss, Liebe in dem ihrigen zu lesen, ihren Blick.

Ihr Angesicht war vom Mondesglanz übersponnen, und in ihrem Auge sah ich eine Flamme, welche das Lügenwort von „Geschwisterliebe“ schnell in meinem Gedächtniss versengte.

Ich sah, dass mir das Weib in völliger Liebe ergeben war, wie zu dieser Sekunde ich ihr.

Da that ich, was ein heiliges, übermächtiges Begehren mich zwang zu thun.

Ich küsste diesen süssen Mund in heisser Leidenschaft.

Und als die Lippen mir nicht widerstrebten, sondern mir ebenso heiss entgegenkamen — da — da zog ich die Geliebte näher an mich.

Kaum einen Herzschlag lang. Denn meine

tastenden Hände hatten unwillkürlich die Formen ihres Oberleibes fühlen müssen.

Und wie von einem Schlage gelähmt sanken sie zurück. Das heisse Sehnen fluthete schmerzvoll zurück, und das tödtlich kalte Entsetzen blieb allein übrig.

Wir taumelten auseinander. Wir sahen uns entgeistert an.

Dann klang ein Seufzer von ihren Lippen, wie ein Todeshauch.

Und mit wankendem Fuss und abwehrend ausgestreckter Hand ging sie langsam, langsam von mir zurück.

Ich aber folgte ihr nicht. Ich sah sie ins Dunkel zurücktauchen.

So vergeht das Leben in die Ewigkeit. Spurlos. Dunkel. — —

Hedwig, sage mir, bin ich ein Mensch ohne Seele? Weil ich es nicht über mich vermag, Dich als mein Weib an meine Brust zu nehmen? hat der Durst nach Schönheit mein Herz getödtet? habe ich nur Sinne?

Aber ich leide. Denn ich weiss, dass meine Seele für immer verwaist bleiben wird.

Und Du, Hedwig, Du wirst auch ewig

leiden, denn Du bist von Denen, die nur einmal lieben.

— — — — — — — — — — — — — —

Hedwig ist abgereist. Ich habe sie nicht mehr gesehen.

Ich aber will bleiben, bis der Sturm die letzten Blätter herabfegt und der Wogenprall und die Herbstorkane an den Deichen rütteln, dass die Marschbewohner Nachts in finsterer Wacht auf ihnen hin- und herschreiten.

Der milde Herbst vielleicht wird meine Gedanken gesunden lassen.

Aber Eines weiss ich: die Thräne, Hedwig, aus Deinem Auge, die da auf dem Bilde steht, sie ist auch auf mein Herz gefallen, und die beissende Wunde brennt. Sie wird brennen, so lange ich athme.

EXPROPRIIRT.

Es wurde Abend. Die Ferne der langen Häuserlinien verlor sich da, wo sie in der Perspektive zusammenwuchsen, in blauem Dämmerlicht. Die Luft in den Strassen war von einem ganz zarten Nebel erfüllt, denn der warme Märztag liess Strassendamm und Bürgersteig feucht ausdünsten. Die Gaslampen waren schon angezündet und standen wie röthlich-gelbe Perlen aufgereiht in dem bläulichen Dunst. Vor den grossen, grell leuchtenden Ladenfenstern vorbei drängten sich die Menschen; das unablässige Schüttern und Rollen der vielfältigsten Fuhrwerke fing sich zwischen den Häusern.

Frederic schob sich mit Sicherheit und Ruhe auf dem Bürgersteig vorwärts. Mit einer eckigen Schulterbewegung oder mit einem lässigen Schritt zur Seite wich er aus, machte auch gelegentlich Front, mit dem Rücken gegen

eine Mauerwand gepresst, und verlor nicht einmal seine überlegene Haltung. Sehr modern, fast ein wenig gigerlmässig gekleidet, mit dem Cylinderhut auf dem Kopf, den Stock, der neben der Schulter aufragte, mit der Faust in der Paletottasche haltend, machte er den Eindruck eines berufsmässigen Pflastertreters.

Niemand würde in ihm den beobachtenden Maler vermuthet haben. Sein mageres Gesicht, mit dem kleinen englischen Bartstreifen vor der Ohrmuschel, sah unbewegt aus, sein scharfes Auge blickte geradeaus.

Und doch war bei diesen Spaziergängen in der Dämmerstunde, welche er über Alles liebte, seine Seele in einer fortwährenden aufwühlenden Erregung.

Andere ergötzten und berauschten sich an schönen Festen, üppigen Gelagen, eleganten Frauen oder feilen Weibern, an Musik, an Farben, an Phantasien. Andere fühlten sich vorwärts getrieben von dem Wunsch nach Ruhm, von der Kunde des Ruhmes ihrer Nebenbuhler, Andere lechzten nach Gold, weil sie ihre Nachbarn sich im Reichthum wälzen sahen. Sie hatten die Gelüste und Träume ihrer Mitmenschen, sie waren von der — Heerde.

Heerdenmoral. Er hatte das Wort einmal gelesen, sich angeeignet und fasste in ihm seine Verachtung für Alle und Alles zusammen.

Sein Trank, an dem er sich berauschte, sein Weib, um dessen willen er sich verkauft hätte, sein Feind, mit dem er qualvoll kämpfte, der Gegenstand seiner heissesten Siegerwünsche war — die Stadt. Die riesengrosse, rücksichtslose, laute, arbeitsreiche und lastervolle Weltstadt.

Und am meisten liebte er sie in den reizvollen, noch durchsichtigen Schleiern der Dämmerung. Sie schien ihm dann das Raffinement des halb Enthüllten zu haben.

Der tobende Lärm in ihren Strassen reizte ihn, und ein krankhafter, qualvoller Gedanke kam ihm oft, wenn er so durch die Menge steuerte oder, neben einem glanzvollen Schaufenster stehend, sie an sich vorbeischieben liess: wenn es ihm doch vergönnt wäre, mit einem gewaltigen Schrei Alles zu übertönen! Dass die Weltstadt eine Sekunde lang stumm und erschreckt aufhorche und nichts zu hören sei ausser ihm.

Oder er wünschte sich so gross zu sein, als gehe er auf hohen Stelzen durch die Mensch-

heit, und Alle sähen auf ihn, und er schaute auf Alle herab.

Und er hasste Jeden, der neben ihm auf dem Bürgersteig ging, weil er, Frederic, nicht von ihm bemerkt wurde, weil sie Alle mit einander nichts zu sein schienen wie eine Heerde.

Ich gehöre nicht zu Euch! hätte er Jedem ins Gesicht schreien mögen.

Und doch konnte er sie nicht lassen, die ihn so quälte. War seine emsige Arbeit im Atelier beendet, hatte er dann gespeist, trieb es ihn hinaus und hinein in die Stadt.

Vor den Schaufenstern der Kunsthandlungen stand er oft lange still und stritt in seinem Innern jeder ausgestellten „Berühmtheit“ den Ruhm ab.

Was waren sie? Wer kannte sie? Niemand würde das Haupt nach ihnen drehen, wenn sie just vorbeigingen. Da hingen Schauspieler und Schriftsteller, Maler und Musiker. Und wenn Tausende sie erkannten — die Million, die ganze ungeheure Stadt wusste dennoch nichts von ihnen. Da hing der Kaiser und Moltke und Bismarck. Ja — die hatten sich die Weltstadt unterjocht. Die konnten nicht unerkannt sich unter die „Heerde“ mischen.

Er sagte sich mit seiner kaltblütigen Selbstkritik, dass solche Gedanken ungesund seien. Und er beendete jede solcher Betrachtungen damit, dass er sich vorlog, es lohne nicht, nach Ruhm zu trachten, und sagte sich zugleich, dass er sich belüge.

Frederic war ein Kind der Stadt, und er war mit ihr gewachsen. Er hatte sie gross werden sehen, und ihre Erfolge hatten ihn berauscht, wie ein Liebhaber sich an der Bewunderung weidet, welche man seiner Geliebten zollt.

Als er an diesem frühen und vorzeitig warmen Märzabend durch die Friedrichstrasse schlenderte, dachte er zurück an sein Elternhaus. Ein anständiges, wohlhabendes Haus, auf das sein kleinbürgerlicher Vater stolz gewesen, weil er darin geboren worden war und darin sein auskömmliches Brod gefunden hatte, wie schon sein Vater und Grossvater. Frederic erinnerte sich mit einem Gemisch von Wehmuth und Spott an diese Dynastie von — Stubenmalern, welche durch Generationen für die Hausverschönerung in der Gegend der Jannowitz-Brücke gesorgt hatten. Kaum war der Vater gestorben, nachdem er noch dem Sohne die Mittel zu Studienreisen nach Italien und

Spanien ausgesetzt, so sollte die Mutter das Haus verlassen. Die Stadtbahn brauchte es. Kein Weigern, keine Thränen halfen. Sie wurde expropriirt.

Frederic hatte ihr ein schönes Bild gemalt: die Spree, belebt von Zillen und Booten, im blassen Abendschatten, und die Uferreihe der alten Häuser — so melancholisch, so sagenhaft. Sein Elternhaus stand in der Reihe, und manchmal ward ihm so eigen ums Herz, wenn er an sein kleines Stübchen dachte und an die Aussicht, diese friedvolle, ins Holländische gestimmte Aussicht auf den Fluss und das Häusergebreite drüben.

Und doch, wie ärmlich war es gewesen. Mit einem merkwürdigen Stolz blickte er jetzt auf die Gegend, wenn er vorbeifuhr; es zitterte eine förmliche Erregung in ihm. Er und seine Mutter hatten mitgeopfert und geduldet dafür, dass es so wurde.

Auf zarte Erinnerungen und sentimentale Träume, auf Wohlfahrt und Gemüth des Einzelnen kann sie nicht Rücksicht nehmen, die gewaltige Stadt. Ihren Weg zur Höhe geht sie mit brutalen Schritten vorwärts, einerlei, was sie da niedertritt.

Frederic schreckte zusammen. Durch den harten Strassenlärm klang ein dumpfer, weicher und doch Alles einhüllender Ton. Weisser Qualm flockte sich ballend zur Strasse hinab. Mit gespenstischer Schnelle fuhr eben ein hell erleuchteter Stadtbahnzug über die Friedrichstrasse und verhuschte zwischen den Dächern.

Da glitt er hin, rasch, sachte, unheimlich und rücksichtslos.

Er fuhr auch über die spurlos hinweggetilgte Stätte von Frederics Kindheit, über jenen Platz, wo des Vaters letzter Blick den Sohn getroffen.

Frederics Herz klopfte. Ja, der Staat konnte Alles machen. Er konnte Die hinwegräumen, welche ihm bei seinen grossen, die Menschheit fördernden Zwecken im Wege standen.

Ein Mensch, ein armer kleiner Heerdenmensch muss stillhalten. Er darf nicht Die aus dem Wege schieben, die Raum und Licht hinwegnehmen.

Er dachte an diesen und jenen seiner Genossen, die bei geringerem Können an grösserer Stelle standen als er. Nur vielleicht, weil ein Zufall sie emporgeführt.

Bitterkeit im Herzen, ging er heim. Ein langer Weg nach der Schillstrasse, wo er in einem Hinterhause sein Atelier und seine kleine Wohnung zugleich hatte. Es war nach neun Uhr Abends, als er dort ankam.

Er bemerkte, dass sein sogenannter Freund Regius Bornholm, der ein Atelier neben dem seinigen inne hatte, zu Hause sein müsse, denn ein blasser Schein erhellte das grosse, im ersten Stock gelegene Fenster, und dieser Schein konnte nur daher kommen, dass Bornholm Licht in dem hinter dem Atelier gelegenen Kabinet hatte.

„Dieser Bornholm, das ist auch so Einer — Honig und Edelmuth der ganze Mann und seine Bilder. All die „süssen“ Frauen, die er gemalt hat, und um welche die Kunsthändler sich reissen, weil jedes Backfischlein sich eine Photographie vom neuesten Bornholm kauft. Und dann seine Lohengrin-Schönheit! Der „höhere Töchtermaler“ comme il faut.“

So dachte Frederic. Und dennoch zog er die Klingel an Bornholms Eingangsthür, welche der seinen gegenüber lag.

Der helle Ton schrillte kurz auf, aber Alles blieb still. Die Gaslampe flackerte, die steinerne Treppe lag im kalten, hellen Licht.

Drunten in den beiden Bildhauerateliers zu ebener Erde rührte sich auch nichts. Frederic klingelte nochmals. Man öffnete nicht. Er ärgerte sich, denn er war just in der Laune gewesen, noch Jemanden zu kränken, zu peinigen. Und Bornholm litt, wenn Frederic seine Lebensphilosophie vor ihm auskramte, das wusste dieser.

„Er hat wieder seinen geheimnissvollen Besuch," dachte er.

Sonst war ihm das Thun und Treiben seines Nachbarn völlig gleichgiltig gewesen, heute war er in der Laune, feindselig zu grübeln, und seine böse Stimmung erstreckte sich nun auch auf den unbekannten Gast Bornholms.

„Es muss schon eine Dame aus ganz hohen Kreisen sein," dachte er, als er nun in sein eigenes Atelier trat und zunächst im kleinen Vorraum, der durch die Milchglasscheibe der Eingangsthür etwas Licht vom Treppenhaus bekam, Paletot und Hut ablegte; „eine ganz grosse Dame, denn sonst hätte Bornholm wenigstens gelegentlich harmlos davon gesprochen. Männer sind höchstens einmal mit den Namen diskret, über die Thatsachen an sich fast nie. Vielleicht ist sie sein Schutzengel, und durch

sie ist er der reichbezahlte Modemaler der hohen Gesellschaft geworden.“

Er ging in das Atelier und drehte die elektrische Beleuchtung auf. Grelles weisses Licht durchdrang den ganzen Raum. Frederic ging nervös hin und her. Seltsame Gedanken drängten sich ihm auf.

Er hatte sich nie viel aus den Frauen gemacht und sie durchaus als untergeordnete, nebensächliche Factoren in der grossen Daseinsrechnung betrachtet. Nun peinigte ihn eine tolle Vorstellung, eine malerische Phantasie. Er sah eine Leiter vor sich, gehalten von weissen, schönen Armen. Eine volle Frauengestalt drängte sich an die Leiter, um sie zu stützen, damit er sicher emporsteigen könne. Und auf der obersten Stufe sass der Genius des Ruhmes und rief durch eine Posaune den Namen Frederic über alle Lande.

Auf diese Weise war wohl Bornholm hinauf geklommen.

Frederic starrte seine Bilder an. Zwei lehnten da auf Riesenstaffeleien und zeigten Strassenbilder von verblüffender Lichthelle und nüchterner Farbenwahrheit, kalt und echt — „impressionistisch“, wie das Schlagwort sagte.

Aber zugleich von einer Feinheit und Lebenstreue der Zeichnung und einem solchen Geschmack in der Komposition der Strassenbevölkerung, dass jeder Beschauer einen überwältigenden Eindruck haben musste. Frederic hatte seiner Stadt so charakteristische Momente abgelauscht, dieser Blick von der Kurfürstenbrücke hinüber zum alten Theil des Schlosses und dieser andere Blick, die „Linden“ entlang am Sonntag Nachmittag, waren von ihm unübertrefflich festgehalten.

Die Bilder waren ausgestellt gewesen. Aber er hatte Pech gehabt. Die Hängekommission in der Kunstausstellung hatte zweimal seinen Bildern einen schlechten Platz gegeben; eine Privatausstellung bei Gurlitt war in die todte Saison gefallen. Trotzdem waren seine Leistungen sehr beachtet worden, und man hatte die Bilder in illustrirten Journalen wiedergegeben.

Aber das war es nicht, was Frederic genügte. Er wollte nicht langsam, Fuss um Fuss erstreiten, um einen grossen Platz zu gewinnen. Er wollte eines Morgens beim Erwachen fühlen, dass er ein berühmter Mann geworden.

Und jeder Pulsschlag in ihm sagte, dass er ein Anrecht darauf habe.

Jetzt war ihm, als höre er Geräusch an der Thür Bornholms.

Einem Impulse folgend, drehte er sein Licht aus, ging an das Fenster, und um das hochgelegene zu erreichen, zog er einen Stuhl herbei und stieg hinauf.

Draussen der Hof, über den alle vom Atelierbau Kommenden schreiten mussten, war durch eine Gaslaterne erhellt; ebenso brannte in dem grossen, strassenwärts von einem Portal geschlossenen Durchgang des Vorderhauses eine Laterne.

Frederic fühlte sein Herz laut klopfen. Er wusste nicht genau, was er wollte, er hatte keinen bestimmten Plan oder wagte nicht, sich einen solchen zu machen. Aber er fühlte, dass diese kleine, unedle, aber von Niemandem belauschte und möglichenfalls Niemandem schädliche Handlung ein „erster Schritt“ sei.

Ein erster Schritt? Wozu? Um Bornholm zu berauben?

„Ich bin nicht in der Welt, um die Interessen Anderer zu schonen, sondern zunächst, um mein Ich in Gemässheit meiner berechtigten Ansprüche zu fördern,“ dachte er.

Nun erschien unten eine weibliche Gestalt,

Frederic sah mit seinen Falkenaugen, dass sie in einen dunkelblauen Plüschmantel gehüllt war, ein Kleidungsstück, das man sonst nur im Wagen trägt. Der Kopf war, über ein Pelzbarett, mit einem dichten Schleier umwickelt, und etwas wie helle Seide schimmerte unter dem Mantelsaum auf. Vielleicht ein Gesellschaftskleid, von der Trägerin sorgfältig zusammengerafft.

Dass Bornholm sie nicht begleitete, war für Frederic wieder ein Beweis, dass man Ursache zu grosser Vorsicht hatte. Bornholm war nur die Treppe mit hinuntergegangen und hatte unten gestanden, bis „sie“ auf der Strasse verschwand.

Nun kam er schnell und harmlos laut die Treppe hinauf gelaufen.

Eine Minute später klingelte Frederic wieder bei ihm.

Nun öffnete man ihm umgehend.

„Ich war schon einmal da!“

„Ach, Du warst es?“ fragte Bornholm entgegen.

„Es thut mir leid, wenn ich Jemand verscheucht haben sollte.“

„Nein, nein. Ich war allein und schrieb

in meinem Kabinet," sagte der „Lohengrin im braunen Sammtjacket" mit leichter Verlegenheit.

Frederics Antlitz veränderte sich um keine Linie.

„Gehst Du noch aus?" fragte er und setzte gleich selbst hinzu: „Natürlich — ein so ‚eingeladener' Mensch wie Du geht immer aus."

„In der That will ich noch zur alten Gräfin Osterwald gehen, aber das hat noch Zeit. Man kommt selten vor zehn oder elf Uhr."

„Das ist die alte scheussliche Dame, deren Bild Du noch dastehen hast?" fragte Frederic.

Sie standen immer noch im halbdunklen Atelier; auf dem Estrich lag der breite Lichtstrom, der aus dem Kabinet kam. Der Kelim, welcher sonst als Thürverschluss diente, war zurückgeschlagen.

„Hässlich ist sie schon," gab Bornholm lachend zu, „aber so gut. Und für die Kunst thut sie Alles."

„Mach doch Licht. Ich will mir Deine Gönnerin mal ansehen."

Er wusste, ja hoffte grausam, dass Bornholm durch diese Forderung in Verlegenheit komme. Und da der Freund eine Sekunde zögerte, liess Frederic selbst das elektrische

Licht aufblitzen, aber warf keinen Blick umher, sondern ging mit scheinbar ausschliesslichem Interesse auf das Bild der alten Gräfin zu, welches zur letzten Durchfeilung im Prachtrahmen dastand.

„Wie kann so viel Hässlichkeit und Güte in einem Gesicht zusammen sein," sagte Frederic, seine Betrachtung laut machend, „aber Du hast dies alte Gesicht wieder so verteufelt glatt gemacht — so als ob die Runzeln nur Theaterrunzeln wären, die eine junge Schauspielerin sich angeschminkt hat."

„Ich weiss wohl, dass ich immer schön male," sagte Bornholm, „aber erstens kann ich gar nicht anders, und zweitens wollen die Damen das so."

„Die nicht," sagte Frederic, mit dem Daumen auf das Bild deutend, „da ist keine Glätte! Borsten und Watte. Die Alte möchte ich kennen. Kannst Du mich nicht einführen? Nimm mich mit heute Abend."

Bornholm besann sich.

„Ich will Dir erzählen, was Du denkst," begann Frederic mit einem Lächeln voll Spott, „Du denkst, bei dem mütterlichen Wohlwollen, welches die Gräfin für Alles, was da malt, hegt,

kannst Du es schon wagen, und Du magst, weil Du ein gutmüthiger Kerl bist, mir diese erste derartige Bitte nicht abschlagen, schon nicht, damit ich nicht etwa denke, Du fürchtest die Konkurrenz und willst da Hahn im Korbe bleiben; andererseits fehlt es Dir an Sicherheit, und Dein Parvenübewusstsein gegenüber der Edelgebornen macht Dich ein bischen bange."

Bornholm war ein guter, zartfühlender Mensch, und dem Zartgefühl gegenüber bleibt die Impertinenz immer Siegerin.

„Ich stehe schon so zur Gräfin, dass ich Dich mitnehemen darf," sagte Bornholm.

„Also dann kleide Dich um, mein Sohn," mahnte Frederic, „und komm dann mit mir hinüber, um meine Toilette zu überwachen. Man wird Dich dafür verantwortlich machen, wenn ich nicht comme il faut angezogen bin."

Bornholm konnte diesen natürlichen Vorschlag nicht zurückweisen, — wie oft hatten sie sich so einander Gesellschaft und Beistand geleistet beim Ankleiden. Aber er zauderte. Sein Auge ging schnell durch den Raum. Da lag und stand Alles wie sonst. Uebersah er ein grosses Skizzenbuch, das auf einer Truhe lag, oder wagte er nicht, Frederic darauf zu

stossen, indem er es hinweg nahm? Genug, es blieb liegen.

Sie unterhielten sich laut; Bornholm von seinem kleinen, neben dem Kabinet belegenen Schlafraum aus, Frederic antwortete vom Atelier her, wo er hin und her spazierte. Und so täuschte er den Freund darüber, dass er eine genaue Inspektion vornahm.

Seine Finger blieben natürlich ruhig in den Taschen seines Jaquets, aber seine Augen gingen über Alles hin. Und da flimmerte ihnen ein blankes Etwas vom Teppich entgegen.

Es war tageshell, und ohne sich bücken zu müssen, sah Frederic, so genau wie nur ein Künstler Form und Farben sieht und behält, dass es ein kleiner goldener Halbmond war, in dessen Hohlbogen drei kleine Gehänge befestigt waren, die ihrerseits je in einem blauen, weissen und rothen emaillirten Stern endeten.

Frederic bückte sich darnach, hob das Schmuckfragment auf und warf es zwischen die Haare eines Eisbärfelles. Dort würde Bornholm es heute Abend gewiss nicht entdeken, und Frederic wollte nicht, dass es in seiner Gegenwart gefunden würde.

Zum drittenmal ging er dann an dem Skizzen-

buch vorüber. Aber erst, als er berechnete, dass Bornholm bald fertig sein müsse, nahm er es.

Auf der Truhe hockend, begann er zu blättern.

Lauter Aktstudien und die ungewöhnlich scharfen Schlagschatten, die Schärfe der Linien, bewiesen, dass sie unter neapolitanischer Sonne oder — bei elektrischem Licht gemacht worden waren.

Frederics Finger zitterten, als er Blatt um Blatt wendete. Da — eine prachtvolle Nacken, studie, mit einem Gewandstreifen, der die Zeichnung unter den Schulterblättern abschloss. Und auf der einen Schulter war ein schwarzes Fleckchen hingesetzt — kokett, aus Uebermuth — vielleicht hatte das Modell dort wirklich ein kleines Mal.

Wenn die gezeichneten Studien einen Kopf hatten, so war dieser Kopf skizzenhaft angedeutet und glich nie dem anderen — aber die Gestalt war immer dieselbe. Das erkannte sein Maler-auge. Es war die Gestalt, welche auf Bornholms geleckten, konventionellen Bildern in anständiger Enthüllung die Welt durch ihre schöne Form bald als Grazie, als Muse, Pandora, Flora, Griechin u. s. w. entzückte.

Wenn diese Gestalt einen charaktervollen Kopf trüge, anstatt der süssen Gesichter, welche Bornholm ihr aufsetzte, so müsste ihre Schönheit bezaubern.

Die Bornholmschen schönen Körper mit den Puppenköpfen langweilten Frederic.

Aber hier, hier hielt er in Händen, was den Modemaler berühmt gemacht. Und er begriff, dass Vorsicht den Zeichner bestimmt hatte, nie das Haupt der Geliebten wiederzugeben, selbst nicht in diesem Geheimarchiv seiner Kunst.

„Du," rief Frederic laut, „ich finde hier eben Dein Actbuch — Donnerwetter, giebt die italienische Sonne Lichter und Schatten. So etwas hier zu zeichnen, wäre unmöglich. Ist das in Rom oder in Neapel entstanden?"

Trotzdem aus diesen Worten klar hervorging, dass Frederic an die italienische Sonne und an nichts Anderes dachte, klang die Stimme doch sehr gepresst, die dann „Neapel" zurückrief.

Frederic studirte so lange an dem Inhalt des Buches herum, bis der Andere ungeduldig rief: „Aber nun mach doch!" Bornholms Blässe bemerkte Frederic mit Absicht nicht, ebenso

wenig seine Schweigsamkeit. Er selber zeigte sich von einer völligen Unbefangenheit.

Er plauderte, während er sich umkleidete und dann mit dem Freunde am Lützowufer entlang ging, unaufhörlich. Der Zickzackflug seines Geistes berührte alle möglichen Fragen und verweilte bei keiner. Ein feinerer Kopf als derjenige Bornholms, wäre dadurch doch wohl auf den Gedanken gekommen, dass Frederic voll innerlicher Unruhe sei.

Man trat in das kleine Palais der Gräfin ein. Am Vorgarten flackerten zwei Gasflammen rechts und links neben einem schmiedeeisernen Thor. Ueber den hellerleuchteten Parterrefenstern stand noch eine Reihe jetzt dunkler Spiegelscheiben und ein Dach, im Stil der französischen Renaissance, mit drei runden Glasfensteraugen in grauer Zinkkappe, viel zu gross für das kleine Haus, schien gleichsam das erste Stockwerk zu erdrücken.

Bornholm wunderte sich heimlich, dass seinem Genossen nichts zu imponiren schien, nicht einmal die herrliche Ausstattung des Treppenhauses und Vorflures; er wusste doch, dass Frederic selten ausging und im Allgemeinen keine sehr vornehmen Beziehungen hatte.

Im Gegentheil liess sich Frederic mit der Miene eines Mannes, der ein für ihn ausserordentliches Entgegenkommen zeigt, in die Zimmer und vor das Angesicht der Gräfin geleiten. Diese empfing ihn sehr wohlwollend. Sie sprach wie ein Mann, war von affenähnlicher Hässlichkeit und hatte eine etwas hohe Schulter. Sie sah mit sehr lebhaften und guten Augen die Leute mit dreister Gelassenheit an, als seien Alle nur zu dem Zwecke anwesend, vor ihren Zuschauerblicken eine Komödie aus dem Leben aufzuführen.

Frederic sagte sie, dass sie zwar noch kein Bild von ihm gesehen, auch seinen Namen nicht kenne, aber ohne Weiteres von seinem Talent überzeugt sei, weil ein Regius Bornholm ihn empfehle.

Seine herrische Seele zuckte zusammen unter diesem Peitschenschlag der Demüthigung. Für Naturen, die von ihrem wirklichen Können kraftvoll überzeugt sind, ist es eine aufreizende Qual, Jemanden über sich gestellt zu sehen, auf den man tief herabblickt. Und Frederic empfand es in diesem Augenblick als Pflicht gegen sich selbst, den Anderen niederzutreten.

Nach fünf Minuten langweilte er sich bereits.

Jede Gesellschaft langweilte ihn; und er, der doch aus kleinbürgerlichen Kreisen hervorgegangen, fand Form und Inhalt der deutschen Geselligkeit bisher immer zu enge. Die aristokratischen Herrscherinstinkte seiner Seele, vielleicht auch die Verwöhntheit eines Manns, der viel auf Reisen gesehen und der nur noch gewohnt ist, auf das Wesentliche zu achten, machten ihn anspruchsvoll.

Er hätte die Unart fertig gebracht, nach fünf Minuten wieder unbemerkt zu verschwinden. Aber in der Garderobe hatte er einen blauen Plüschmantel mit dunklem Pelzfutter gesehen. Und in den beiden Salons entdeckte er keine Frauengestalt, welcher er diesen Mantel zutrauen mochte. Drei oder vier sehr rundliche und angejahrte Freundinnen der Gräfin, in starrenden Seidenroben, mit viel Brillanten, zwei junge Damen, klein, zierlich, ausgemergelt von Nervosität und dem aufreibenden Gesellschaftsleben, mit sehr mageren Schultern und hochmüthigem Gebahren — das war Alles. Und der schöne Bornholm schien der Liebling von ihnen Allen.

Frederic ging umher und sah sich die Wände an. Viel schöne und viel fade Bilder. Aber lauter „grosse“ Namen darauf. Ein lebens-

grosses Frauenbildniss nahm eine Hauptwand ein. Bornholm hatte es gemalt.

Die Dame war in einer prachtvollen Robe dargestellt, und die Stoffe waren alle so wunderschön gemalt, dass jeder Schneider sich daran begeistert hätte. Das stolze Haupt dieser Frau war ohne Zweifel ähnlich — ähnlich wie eine sehr geschmeichelte Photographie. Und die Gestalt glaubte Frederic zu erkennen . . . .

„Meine Nichte Theresa," sagte die alte Gräfin hinter ihm, „eigentlich sogar meine Pflegetochter, denn die Prinzessin Turbetzka lebt bei mir, bis sie den Grafen von Rast-Rastenstein heirathet. Es ist eines der köstlichen Bilder unseres Regius."

„Ein Maler hat immer den Wunsch, vergleichen zu können, ehe er urtheilt. Das erlauchte Modell ist nicht anwesend?" fragte Frederic.

„Doch, doch. Na, wo ist sie denn? Vielleicht in meinem Kabinet?" Die gefällige Gräfin eilte flink und ungraziös, wie sie immer war, davon.

Nach einigen Minuten kam sie zurück und hatte sich in den Arm der Nichte gehängt. Diese lachte, amüsirt und geduldig, als sei ihr dies Verglichenwerden schon eine gewohnte Geschichte.

Frederic verneigte sich tief und liess sich vorstellen.

„Ihr Name kommt mir bekannt vor," sagte Theresa sinnend.

„Erlaucht haben ihn vielleicht auf meiner Atelierthür gelesen. Ich bin Bornholms Flurnachbar." Dabei sah er sie mit seinen Adlerblicken durchdringend an.

„Ich — ich entsinne mich nicht," begann sie zögernd.

„Wenn ich nicht irre, begleiteten Erlaucht doch die Gräfin Osterwald einige Male zu den Porträtsitzungen," sprach er, aufs Gerathewohl annehmend, dass so geschehen sei.

„Allerdings," gab sie freudig zu. „Ja, ganz recht, da las ich Ihren Namen. Wie finden Sie dies Bild von mir."

„Nicht charakteristisch. Die grossen Züge des Originals sind zu einer Modejournalschönheit herabgewürdigt," urtheilte er rücksichtslos.

Das war neu in diesen Räumen, wo man Bornholm als den Oberpriester der heiligen Kunst verehrte.

„Sie sind kein Bewunderer Bornholms," sagte die schöne Frau, während sie ein wenig spöttisch drein schaute.

Er las ihr die Gedanken von der Stirn. Sie glaubte, es sei der Neid des Namenlosen gegen den Berühmten.

„Ich bewundere die erfolgreiche Liebenswürdigkeit des Mannes," sagte er, „aber die konventionelle Gelecktheit des Malers martert mich fast. Besonders in diesem auserlesenen Fall."

„So finden Sie keinen Reiz an seinen Bildern?" fragte Theresa, während ihr Antlitz einen von beginnendem Zorn erhöhten Ausdruck bekam.

Frederic sah ihr kühn in das helle, geistvolle Auge. Er schwieg einige Sekunden lang, und eine Fluth von Gedanken wallte in dieser Zeit durch sein Hirn.

Es giebt von hundert Frauen, die lieben, nur immer eine, welche den Mann fraglos und ohne Nebenempfindung um seiner selbst willen liebt; das ist das Idealweib schlechtweg. Von den andern liebt ein Drittel die Liebe — das sind die Romantischen; ein Drittel den Genuss — das sind die Sinnlichen; ein Drittel aber sich selbst. Und das sind die Fürchterlichen, die dämonisch Eitlen, die sich geben, nur um sich in der Bewunderung des Mannes zu spiegeln.

Teuflisches Vergeltungsspiel, wenn man so eine Frau in ihrem eigenen Netze finge.

„Warum antworten Sie nicht?“ fragte Theresa ungeduldig. In dem kühnen Auge dieses Mannes lag etwas ihr Unerträgliches.

Ehe er antworten konnte, wurde Theresa durch den Anruf ihrer Tante, welche sich nahe mit einem ordenbestreuten Kavalier unterhielt, veranlasst, sich einen Augenblick umzuzudrehen.

Dabei bemerkte Frederic, dass auf dem prachtvollen Nacken der Gräfin ein kleines schwarzes Fleckchen sass. Vielleicht ein Muttermal.

„Ich habe es in Deinem Kabinet auf den Schreibtisch gelegt,“ antwortete Theresa auf eine von Frederic nicht verstandene Frage der alten Gräfin, „ich habe im Wagen oder schon zu Hause ein Stückchen aus dem Collier verloren, und das störte sehr. Ehe Sie es nacharbeiten lassen, liebe Excellenz, besinnen Sie sich noch, es ist so fragile, und Ihre Frau Tochter wird gleich mir viel Aerger daran haben.“

Theresa wandte sich jetzt wieder an Frederic. „Nun aber endlich — Ihr Urtheil.“

Seine Nüstern bebten, sein Blick umfasste

den stolzen, rothblonden Frauenkopf. Sie sahen sich herausfordernd an. Aus diesem Blick musste sie vollends begreifen, dass ihr kein harmloser Mann gegenüberstand.

„Eurer Erlaucht liegt ja schmeichelhaft viel an meinem Urtheil über Bornholm — ich meine, schmeichelhaft viel für Bornholm, den nicht gewürdigt zu sehen, Erlaucht offenbar kränkt. Nun denn also: es ist über allen Zweifel erhaben, dass die plastische Schönheit seiner Gestalten unvergleichlich ist, aber ebenso klar ist es, dass er den Eindruck seiner Idealfiguren dadurch schädigt, dass er seinen klassischen Frauenleibern fade Puppengesichter aufsetzt. Ich weiss nicht — vielleicht hat sein Modell ein schauderhaftes Gesicht — es kommt oft vor, dass man nur ein Modell theilweise benutzen kann — aber dann sollte er diesen Mangel edler zu ersetzen wissen. Diese Junogestalten mit den Backfischköpfen beleidigen mich für — die Juno.“

Die Gräfin Theresa war sehr bleich, und ihre Augen schienen sich in der Farbe vertieft zu haben.

Eine drückende Pause entstand.

„Was malen Sie?“ fragte die Gräfin endlich. Ihre Stimme klang hart.

Er lächelte ein wenig.

„Meine Kunst marschirt nicht in der Zwangsjacke einer Spezialität. Die letzten Jahre habe ich einigen grossen Strassenbildern gewidmet. Die fordern Alles: Architektur, Landschaft, Menschen. Aber sollte ich mich einmal angeregt fühlen, das Weib mit meinem Pinsel zu verherrlichen, so, das dürfen Erlaucht mir glauben, würde es ein Hymnus an die Schönheit und an den Geist zugleich werden, wie er noch nicht gesungen worden ist.“

„Sie sprechen sehr selbstbewusst. Waren Ihre Strassenbilder ausgestellt? Kenne ich dieselben vielleicht?“ fragte sie herrisch.

Dieser herrische Ton verletzte ihn nicht. Er wusste, es war das Aufpochen einer Frau, die sich im Grunde fürchtet.

„Ausgestellt? Oh ja. Aber den Verehrern der Bornholmschen Richtung dürften sie gewiss entgangen sein. Wenn Eure Erlaucht aber mir so viel Interesse gönnen möchten, auch einmal in mein Atelier einzutreten . . . .“ sagte er, wie mit zögernder Bescheidenheit.

„Gewiss, gewiss,“ sprach sie zerstreut, „nur sind meine Vormittage meist so besetzt . . .“

„Es kann auch Abends sein, ich habe, wie

Bornholm, elektrisches Licht.“ Und schnell setzte er hinzu: „Wenn die Gräfin Osterwald auch kommen wollte, würde ich doppelt beglückt sein.“

„Es ist hier drückend heiss,“ klagte die Gräfin. Mit dieser Bemerkung wandte sie sich um und verlor sich in die Menge, die nun beide grosse Räume übermässig füllte.

Frederic wusste sie dennoch im Auge zu behalten. Ein eigenes Lächeln erhellte sein Gesicht, wenn er die nervöse Unruhe sah, mit welcher Theresa bei keinem Gespräch, auf keinem Sitz verharrte. Er sah auch, dass Bornholm mit ihr sprach — wie ritterlich ergeben der Lohengrin sich vor ihr neigte — aber dass sie ihn ungeduldig anfuhr.

Er selbst hielt sich den ganzen Abend von ihr fern, aber als sie in den Wagen stieg, fand sie Frederic am Schlag. Er grüsste weder ergeben noch ritterlich, sondern sah sie mit einem Blicke an, so herrisch und bewundernd zugleich, dass sie kaum die Fassung fand, gleichmüthig zu grüssen.

„Frauen, besonders die kalten, eitlen, sind von einer qualvollen Neugier besessen — es wird ihr keine Ruhe lassen, zu ergründen, was

ich weiss und denke und ob ich sie schön finde oder nicht," dachte Frederic.

„Hast Du Dich amüsirt?" fragte Bornholm, als er den Anderen noch am Thor stehend fand.

„Zum ersten Mal in meinem Leben köstlich."

* * *

Tage vergingen. Frederic beobachtete, dass der geheimnissvolle Besuch bei seinem Nachbar nicht wieder gekommen war und dass Bornholm eines Tages sehr niedergeschlagen schien. Es war, als er von einem Dejeuner bei Sr. Erlaucht dem Grafen Rast-Rastenstein nach Hause kam.

Frederic besass jene seltene Eigenschaft, welche das unumgängliche Erforderniss noch mehr für die gewaltthätigen, als die schleichenden Streber ist, wenn ihnen Erfolg werden soll: er hatte die Gelassenheit, warten zu können.

Eines Tages war ihm, als führe ein Wagen am Atelier vor. Dies geschah sehr selten, die meisten Besucher liesen am Vorderhause den Wagen halten und gingen zu Fuss über den Hof. Frederic war mit einem Satz auf dem Stuhl, und mit gestrecktem Hals und eingedrücktem Kinn konnte er es erreichen, gerade hinunter zu sehen.

Die Gräfinnen Osterwald und Rast stiegen eben aus, wobei die alte Dame nur mit Hilfe des Lakaien den Tritt herunter kommen konnte.

Frederics Entschluss war schnell gefasst. Er begab sich in seinen kleinen Vorflur und lauschte hinter der Entreethür. Wie er vermuthete, so geschah es. Die Damen traten bei Bornholm ein und holten diesen ab, zu einem gemeinsamen Besuch in Frederics Atelier. Frederic aber wünschte diesen Besuch gerade nicht in Bornholms Gegenwart. Er liess die Herrschaften klingeln, zwei, drei Mal. Er hörte die Erörterungen: Bornholm hatte doch sicher geglaubt, der Freund sei daheim, die Gräfin Rast sagte mit einer Stimme, welche hörbar von Enttäuschung und Ungeduld ärgerlich klang, Bornholm möge doch jedenfalls ausrichten, dass man die freundliche Absicht habe beweisen wollen. Dann gingen sie.

Am andern Tage machte Frederic einen Besuch bei der Gräfin. Er hatte Glück und traf sie in ihrem geradezu fürstlichen Heim und noch dazu ganz allein. Nach einer ganz kurzen Verlegenheit, welche er wohl an ihr bemerkte, gerieth sie in eine fieberhafte Erregung. Sie

zeigte ihm alle ihre Kunstschätze, besonders aber ihre Bildersammlung, und vor jedem Gemälde, vor jeder Zeichnung von Bornholm entspann sich ein eingehendes Gespräch.

Frederic wusste dabei die Eitelkeit dieser Frau auf das Peinigendste anzustacheln, indem er sie in einem Athem kränkte und ihr wohlthat.

Im Uebrigen benahm er sich so, als ob er täglich in ähnlichen grossen Häusern aus- und eingehe. Er war sich bewusst, als er die Gräfin verliess, in keiner Weise den Eindruck eines protektionsbedürftigen Menschen, sondern im Gegentheil den eines Künstlers gemacht zu haben, welcher im Bewusstsein höheren Könnens den vergänglichen Moderuhm verschmäht.

Die nächste Woche brachte ihm, wie er vorausgesehen, eine Einladung zu einem Fest im Hause Rastenstein. Sein Freund Bornholm, der immer niedergeschlagenere Mienen zeigte, spielte bei diesem Fest ganz unverhohlen den Melancholischen.

Frederic staunte innerlich die Naivetät des Mannes an. Ob der denn keine Ahnung davon hatte, dass dies der Weg war, sich vor seiner Königin langweilig zu machen? Einer Frau betrübende und schmachtende Mienen

zeigen, heisst Vorwürfe und Ansprüche zugleich an sie richten. Und das wird bei einer weiblichen Frau schon den Eindruck unmännlicher Schwäche hervorrufen, bei einer kalten, herrischen Frau aber keimende Missstimmung in Ueberdruss wandeln.

Frederic selbst brachte sich der Hausherrin gar nicht in den Gesichtskreis, fanden sie sich aber zufällig dennoch im Gewühl, so schien es, als bestehe eine Art Einverständniss zwischen ihnen, und aus diesen flüchtigen, harmlos-übermüthigen Vertraulichkeiten sah er, dass sie sich in Gedanken viel mit ihm beschäftigt haben müsse.

Einige Tage nach diesem Fest war Frederic Vormittags ausgewesen. Als er heimkam, fand er auf der Strasse die Rastsche Equipage.

Er beschloss vor dem Hause auf und ab zu gehen, bis die Gräfin zurückkomme. Die Märzsonne schien, und ein wonniges Gefühl von Glück, Thatendrang und Lust nach Aussergewöhnlichem belebte Frederic.

Er brauchte nicht lange zu warten. In einer bezaubernden Frühlingstoilette, das enge, lange graue Kleid ein wenig mit der Linken aufgerafft, das rothblonde Haar mit einem grauen

Federhut bedeckt, kam die Gräfin gegangen. Sie sah übellaunig aus, und ihre grossen, fast klassischen Züge bekamen dadurch etwas Hartes.

Frederic begrüsste sie. Er fragte, ob er etwa wieder das Unglück gehabt habe, sie zu verfehlen. Nein, sie sei bei Bornholm gewesen. Wann denn er endlich das Glück haben dürfe, seine Bilder zu zeigen?

Sie sagte ohne Besinnen, dass sie in der nächsten Woche kommen wolle, es ihm aber vorher schreiben werde.

Als sie eingestiegen war, hielt sie ihn plaudernd noch eine Weile am Wagen fest. Ihre Mienen hatten sich erhellt. Sie sprachen über den schönen Frühlingstag und über die Empfindung prickelnder Erwartung, welche die Märzsonne in nervösen Menschen aufkochen lasse. Frederic sagte, dass eine Idee zu einem sehr originellen und seinem bisherigen Schaffen fernliegenden Bild in ihm aufgestiegen sei — durch sie, durch ihre Erscheinung. Und als sie wissen wollte, was das sei, sagte er, bis sie in sein Atelier komme, würde er eine Skizze entworfen haben.

Sie fuhr davon. Frederic machte noch einen Spaziergang, über die Albrechtshofbrücke

die Friedrich-Wilhelmstrasse, hinein in den leise knospenden Thiergarten. Als er dann zurückkehrte, trat er bei Bornholm ein, der so unmöglich annehmen konnte, dass Frederic die Gräfin getroffen habe.

Frederic fand den Freund unthätig, mit finsterem Gesicht.

„Aha, es ist, wie ich dachte — man hat eine Auseinandersetzung gehabt.“

„Nun,“ fragte er, „was ist Dir denn? Du gehst seit einiger Zeit mit einer Unglücksmiene umher, dass ich endlich so indiskret sein muss, sie zu bemerken.“

Bornholm warf sich auf einen Divan nieder und legte sein Gesicht auf die verschränkten Arme. Frederic beobachtete ihn. Er war sicher, dass der Andere eine von den weichherzigen Naturen war, die sich ausklagen müssen, und während er diese Klagen voll Neugier erwartete, verachtete er zugleich ihr Lautwerden.

„Ach, Du kannst mich doch nicht verstehen,“ murmelte Regius Bornholm, „denn Du bist ein Verstandesmensch und hast nur höchstens eine cynische Bemerkung über den Jammer eines elenden Herzens.“

„Aber eins,“ rief er ausbrechend und

richtete sich auf, „eins wirst auch Du verstehen, denn Du hast auch den heissen Stolz auf das, was Du kannst! Würdest Du es ertragen, wenn ein Weib, welches Dich und den Künstler in Dir immer bewundert hat, Dich plötzlich anzweifelt und Dir Glätte vorwirft, wo sie früher Schönheit bewunderte, von Mangel an Kraft und Geist spricht, wo sie ehedem keusche Anmuth fand? Sage mir, bin ich denn wirklich fade?“

Es ist also richtig, dachte Frederic, sie gehört zur dritten Gruppe. Bisher hat sie in ihm den Götzendiener ihrer Eitelkeit gesehen und darum dem bewundernden Sklaven gnädig ihre Schönheit geliehen. Man öffnet ihr die Augen und zeigt ihr, wie lau und zàgend diese Priesterschaft war, und sie wendet sich dem zu, welcher ihr ein beredterer Apologet zu werden verspricht, welcher der Wiedergabe ihrer Schönheit kraftvollere Linien geben wird.

„Mein Junge,“ begann er mit väterlichem Ton, „wie ich über Deine Malerei denke, weisst Du. Ich verfolge eine zu sehr von der Deinen abweichende Kunstrichtuug, um Deinen Bildern Geschmack abzugewinnen. Darüber sind wir uns ja längst ohne Zorn und Gram einig. Was kann Dir das Missfallen des Einzelnen aus-

machen! Du stehst auf der Höhe der Mode; alle Mägdlein und Weiblein schwärmen für Dich. Du bekommst schöne Geldsummen . .“

„Aber gerade sie, die Eine, die ich ewig lieben werde — sie soll mich nicht tadeln,“ rief Bornholm. Und wahrhaftig, er verbarg sein zuckendes Gesicht in den Händen, um seine Thränen niederzukämpfen.

Frederic war ein wenig erschüttert. „Er liebt sie wahrhaftig, der arme Teufel. Aber es ist ja im Grunde gleich, ob ich sie ihm nehme, oder ein Anderer sie ihm nimmt — sein eigen ist sie in Wahrheit nie gewesen.“

Dann, während er Bornholm Zeit zur Sammlung gab, stellte er eine Selbstbetrachtung darüber an, wie viel von der „Heerdenmoral“ als Ueberbleibsel auch noch in seiner Seele hafte. Was sich da eben als Mitleid geregt hatte, war ohne Zweifel ein atavistischer Zug gewesen.

Bornholm unterbrach diese Selbstkritik Frederics mit dem zaghaften Geständniss, dass er versuchen wolle, auf einer grösseren Reise sich selbst wieder zu finden, und auch Derjenigen, die er so sehr geliebt, könnte dadurch vielleicht das Bewusstsein kommen, dass sie ihn nicht zu entbehren vermöge.

Mit Eifer pries Frederic diese Idee als die gesundeste. Er wusste ganz besonders in Bornholm den Glauben zu befestigen, dass eine Trennung die Dame seines Herzens wieder zu ihm zurückbringen werde.

Von da wich er seinem Opfer nicht mehr von der Seite, er half ihm alle Angelegenheiten ordnen, versprach, auf das Atelier zu achten und alle Geschäfte zu wahren, und rieth vor allen Dingen Bornholm, doch noch eine letzte Aussprache mit der bewussten Dame zu erzwingen.

Er wusste genau, dass dieser Wunsch, beharrlich und heftig ausgesprochen, die „bewusste Dame“ nur langweilen und ärgern und dass sie ihn keinenfalls gewähren würde.

So reiste Bornholm denn im Anfang des April ab. Unglücklich zwar, aber doch durch trotzigen Zorn gegen „sie“ mit einiger Haltung und mit der Hoffnung im Herzen, im Herbst diese unerklärliche Wolke verschwunden zu sehen.

* *
*

Im Oktober desselben Jahres, gerade als Regius Bornholm mit sich kämpfte, ob er nun

heimkehren solle oder nicht, als er gerade zum zehnten Mal einen Brief seiner mütterlichen Freundin und Gönnerin, der Gräfin Osterwald, durchlas, ohne die heiss ersehnten Nachrichten von einer Andern darin zu finden, gerade da erhielt er ein längeres Schreiben von Frederic.

Mit der alten Osterwald war der Reisende in stetem Verkehr geblieben, doch bestand der Inhalt ihrer Briefe hauptsächlich in wehmuthsvollen Erinnerungen an eine eigene, frühere italienische Reise, welche Sentimentalität die alte Dame am Schluss stets mit einigen stark ironischen Bemerkungen wieder ausglich. Hierbei wurde auch oft der „wandelbare Geschmack“ gewisser Kunstfreunde herangezogen. Schmerzvoll ahnte Bornholm, wessen Geschmack sich so verändert habe, so dass ihn Frederics Bericht kaum hätte erstaunen lassen dürfen.

„Mein Lieber,“ schrieb Frederic, „Du hast mich stets auf dem Laufenden über Deine Adressen gehalten, was einer Art Einladung, Dir zu schreiben, gleichkam. Indessen hat Dein Kunsthändler Dir ja wohl über die Geschäfte berichtet, welche ich für Dich abgeschlossen. Mit der Summe, die er für Deine Trauernde Psyche bezahlt hat, dürftest Du mehr als zu-

frieden sein; an die ‚Träumerei' wollte er nicht recht anbeissen, trotzdem diese weibliche Gestalt im griechischen Gewand auf der grossartig gemalten Marmorbank alle Deine Bewunderer entzücken dürfte. Er murmelte etwas davon, dass der Geschmack sich verändere. Schliesslich wurden wir doch einig.

Die Aufsicht über Dein Atelier kann ich aber vom ersten November an nicht weiter führen. Kommst Du bis dahin nicht zurück, so musst Du einen der unter uns wohnenden ‚Steinmetzen' — Schön hat inzwischen eine schauderhafte Carmen in Marmor verbrochen — darum bitten. Ich will ein neues Atelier mit Oberlicht beziehen, und es ist mir gelungen, ein solches zu finden.

Du weisst, ich bin kein Federheld, und wollte hier schon schliessen. Aber da fällt mir ein, dass ich wohl das Recht habe, Dir ein wenig von mir zu erzählen, denn es hat sich diese und jene Kleinigkeit ereignet, die reformirend auf meine, Dir so greulich verhasste Philosophie einwirkte.

Du erinnerst Dich, dass ich Euch und Euren Ruhm verlachte, dass ich als ‚Ruhm' nur das anerkennen wollte, was mit der Macht

völligster Popularität einem die ganze Welt und als ihr Sinnbild zunächst die ganze Weltstadt unterjochte. Mein Lieber, ich finde, mit dem Durst nach Ruhm geht es wie mit dem Durst der Zunge. Auf heisser, schattenloser Bergstrasse steigend, denkt man: oben werde ich den Weinkeller des Wirthes ausleeren. Man ist oben, die erste kühle Flasche hat die ausgedörrte Zunge völlig erquickt; heiter und lebensfroh, ganz gesättigt, schaut man sich auf der Höhe um. Was braucht man noch den ganzen Keller, wenn man vom ersten Trunk sich schon zufrieden fühlt.

Da jeder Mensch gern Recht bekommt und Jeder sich gern in der Befriedigung wiegt, ‚dass er gleich gesagt habe, so müsse es kommen', so will ich auch Dir diesen edlen Genuss des schliesslichen Rechtbekommens nicht versagen.

Wie das so geschah? Das finde ich unendlich nebensächlich — Du weisst ja, ich bin der Mann der Thatsachen und Resultate. Aber Du vielleicht, Du magst gern ‚Wege' wissen.

Eines Tages kam Seine königliche Hoheit Prinz Theobald in mein Atelier. Er erinnerte sich etwas verspätet und etwas plötzlich meiner

beiden grossen Strassenbilder und war beim Wiedersehen derselben geradezu fassungslos über so viel Naturwahrheit auf einer Leinwand. Nebenbei: auch die Gräfin Rast hatte einen überwältigenden Eindruck, als sie — ich glaube, es war am Tage nach Deiner Abreise — mit der Osterwald zu mir kam. Deine alte Gönnerin hingegen sagte, dass sie das ja alle Tage sehen könne, wenn sie ihren Wagen die ‚Linden' entlang beordere, das brauche man ihr nicht erst zu malen; sie wolle durch die Kunst aus der Alltagswelt hinausgehoben werden in ideale Sphären. Du siehst, sie ist eine eingeschworene Bornholmanerin und bleibt es, was Dich gewiss als ‚Symptom' beglückt.

Also der Prinz veranlasste mich, nochmals diese Bilder auszustellen, und kaufte mir zugleich die ‚Linden' ab. Er ist eitel, der gute Prinz, und kauft nicht gern in der Stille, er muss auch für sein Metier als Mäcen immer thätig bleiben und ab und zu einen epochemachenden, streiterregenden Ankauf thun. Alle Blätter brachten lange Artikel über mich. Graf Rast hatte einen förmlichen Wettlauf mit einem Amerikaner um mein Brückenbild. Zu meinem Vergnügen siegte der Amerikaner

mit der Nasenlänge von zehntausend Mark über die achttausend des Grafen. Die Kunsthändler liefen mein Atelier ein, jede, auch die früheste Strassenskizze von mir ist ausgestellt worden. Manches wurde gekauft, Vieles wurde bestellt. Der Prinz ist selig, er hat wieder einmal sein Urtheil, seine Feinfühligkeit, seine Initiative bewiesen. Er überschüttet mich mit seinem Wohlwollen, wenn ich ihn — was zuweilen geschieht — bei Rast's treffe, wo er mich auch kennen lernte, was ich wohl oben zu erwähnen vergass.

Du denkst nun, dies sei Alles und schon mehr als genug? Aber dass es bei mir nicht ohne eine Impertinenz gegen das grosse Publikum abgehen sollte, kannst Du Dir wohl denken.

Ich habe mich, aber ich glaube es Dir schwören zu können, nur für einmal, auf Dein Gebiet hinüber begeben, auf das Gebiet der anständig enthüllten weiblichen Idealgestalten. Aber sei ruhig, Deine alte Osterwald habe ich auch damit nicht gewonnen, denn sie fand meine Idee ‚boshaft', ‚schändlich', schien sich drolliger Weise getroffen zu fühlen und meint, in Folge meines Bildes könne sie sich ja nie mehr eines talentvollen jungen Künstlers annehmen.

Mein Bild hat das gehabt, was man einen sensationellen Erfolg nennt; kein Schaufenster in der Stadt, wo nicht eine Photographie von ihm prangt.

Stelle Dir einen steinigen, öden Vordergrund vor, von dem ein steiler Abhang aufsteigt; auf der Höhe dieses Abhanges sieht man — etwas aus der Froschperspective — sonnendurchleuchtete Lorbeerhaine. Vorn steht eine hohe Weibergestalt, den Unterkörper von einem Florgewand umgürtet; sie hält mit kraftvollem Arm eine Leiter, welche von der steinigen Flur hinaufgeht zum sonnigen Lorbeerhain. Ihre Linke streckt sie einladend zu einem Manne hinab, der muthlos, in sich zusammengesunken, vorn liegt. Ihr Angesicht strahlt von Muth und Trotz, ihr Auge flammt, und um ihren Mund zieht sich ein leiser Spott. ‚Die Ruhmesleiter‘ heisst das Bild.

Die Kritik ist einig im Lob über die kraftvolle Schönheit dieses Frauenleibes und über den Geist und überlegenen Adel ihres Hauptes. „Die beissende Ironie dieses Gegenstandes mag Viele treffen, die heute als anerkannt ‚Grosse‘ unter uns stehen, aber zweifellos nur durch Frauengunst in die Mode kamen. Gerade Fre-

deric steht diese Ironie um so mehr an, als er in harter, langjähriger Arbeit sich seinen jetzt so glänzenden Erfolg errungen.“ So der bekannte Kritiker Doktor Maurus.

Ich weiss, mein Lieber, dass Dich meine Umwandlung — ich meine nicht die aus dem Unberühmten in den Berühmten, sondern mehr noch die aus dem ‚Unersättlichen‘ in den ‚Abgefundenen‘ — von Herzen freut.

Und da von einer Concurrenz nicht die Rede ist zwischen uns, Du mir auch so wenig die äusseren Erfolge missgönnst, wie ich Dir früher die Deinen, bleiben wir mit einander wie wir waren. Dein Frederic.“

Als Bornholm diesen Brief gelesen hatte, waren seine Lebensgeister wie gelähmt.

Er sagte sich, dass das ein ganz gewöhnlicher loyaler Freundesbrief sei, ganz ein „echter“ Frederic. Erst mühsam, gelangweilt durch das Geschäftliche und die Pflicht des Schreibens überhaupt, dann voll Lebendigkeit in der Darstellung, nicht ohne Selbstverspottung, nicht ohne Seitenhiebe auf Andere und doch bemüht, dem Freund noch Erquickendes zu sagen.

Ihm war, als sehe er Frederics Angesicht voll eiserner Entschlossenheit und Undurch-

dringlichkeit, in dem nichts lebhaft war, als ein leiser Zug von Verachtung, der leicht den Mundwinkel hob.

Aber eine Angst, welche fast an Grauen grenzte, schnürte ihm die Kehle zu.

Er war nur noch von einem Triebe beseelt: nach Berlin zurück! Unverhofft Frederic begegnen; unverhofft einer Andern vor Augen treten. Unerkannt sich zwischen die Menge auf der Strasse drängen und die „Ruhmesleiter“ betrachten.

Sein Verstand bemühte sich vergebens, ihm Ruhe einzureden.

Wie liebevoll betonte Frederic, dass die Neigung und Anerkennung der alten Gräfin ihm erhalten geblieben.

Wie nebensächlich sprach er von den Rastensteins. Ja, er erwähnte nicht einmal, ob der Gräfin Theresa die Ruhmesleiter gefallen habe.

Und dies Bild konnte die Gräfin nicht gleichgiltig gelassen haben!

Wenn die geheimen, qualvollen Gedanken, die Bornholm verzehrten, Wahrheit waren — oh, dann war diese Ruhmesleiter eine Ironie,

eine Kühnheit ohne Gleichen. Dann erst war sie von einem Frederic erklärlich, war sein echtes Geisteskind.

* * *

Ein kalter Novembermorgen hatte die Kiefern des Grunewalds mit weissem Reif bezogen. Nun sah es aus, als ob die rothen Stämme mit ihrem oberen Ende in grauweisse Wolken tauchten, so dick und flockig waren die Contouren der sonst grünen Wipfel geworden. Der Himmel war hell und schmerzhaft blendend.

Der Stadtbahnzug sauste durch den winterlichen und frostigen Waldfrieden, der weisse Qualm der Lokomotive ballte sich zwischen den Baumstämmen.

Frederic sass am Fenster und schien aufmerksam die wechselnden Bilder zu verfolgen, welche draussen vorüberflogen und nun schon mit Villen und fragmentarischen Strassenzügen durchsetzt waren.

Frederic lehnte mit dem Hinterkopfe an den Polstern der Rückwand des Wagens und hatte seine Füsse gegenüber auf den Sitz gelegt. Ein ihm neuerdings befreundet gewor-

dener Lieutenant von den Gardehusaren und ein bärtiger jüngerer Herr plauderten leise zusammen, ohne den Versuch zu machen, Frederic ins Gespräch zu ziehen. Sie hatten sich an der anderen Seite des Coupées niedergelassen.

Frederic sah sehr bleich aus. Sein Pelz hing lose um seine Schultern, auch der linke Arm seines Gehrockes war nicht angezogen, sondern nur leise übergelegt.

Man kam von einem Duell zurück, und Frederic hatte in seinem linken Oberarm eine Kugel sitzen. Regius Bornholm war unverletzt geblieben.

Der Arzt hatte einen blutstillenden Nothverband angelegt. Man fuhr nach Hause, um dort die schmerzhafte, aber ungefährliche Operation der Kugelentfernung vorzunehmen. Frederic dürfte einige Fiebertage zu bestehen, aber keinerlei Folgen weiter zu fürchten haben.

In Frederics Angesicht regte sich kein Zug, kein Aufblitz des Auges verrieth seine Gedanken, und sein Mund war fest verschlossen, als er so dahin fuhr, durch die brennende Wunde fortwährend an das Geschehene gemahnt.

„Was ist denn aber geschehen?“ dachte er kalt. „Es hat sich eine That vollzogen, die täglich und stündlich geschieht. Der Stärkere hat den Schwachen bei Seite gedrängt. Das kraftvoll Gesunde hat über das süsslich Unnatürliche gesiegt. Das Eisen hat den Thon zerschlagen. Und weil ich, der ich die Kraft, die Wahrheit, die Grösse bin, nicht von selbst die Bahn frei fand, habe ich eben den expropriirt, über dessen Platz hinweg ich am schnellsten empor konnte. Ich habe diese gewaltsame Aneignung bezahlt — wie der moderne Staat zahlt, wenn er Jemanden verdrängen muss — ich habe mit meinem Blut bezahlt. Es ist Alles in Ordnung. Und dass ein Herz dabei gelitten hat — ah bah — meine Mutter hat auch geweint, als sie die Stätte ihrer heiligsten Erinnerungen verlassen musste. Und der stolze Bau dort erfreut und nutzt Tausenden — ihre alte Baracke aber befriedigte allein sie.“

Die Lokomotive stiess einen kurzen, grellen Schrei aus.

Frederic schrak zusammen. Es schien, als erwache er aus einem Traum.

Ein Lächeln, fast sanft, spielte um seine Lippen. Liebevoll und wohlwollend sah er

über die Häuserzüge hin, die sich dichter und dichter an die Bahn drängten. In der Ferne bemerkte er die goldschimmernde Victoria über den kahlen Wipfeln des Thiergartens schwebend.

„Ich will Dir ein grosser, ein ehrlicher Künstler sein," dachte er, als spräche er zu einem Weibe, und es war doch die Stadt, an die er sich wandte, „Du sollst allezeit ein Recht haben, stolz auf mein Können zu blicken."

Wieder ein Pfiff, und zugleich wurde das helle Morgenlicht verschattet. Man war in die Bahnhofshalle eingefahren.

„Meine Herren, wir sind da. Danke, ich kann allein . . ."

Und während die Droschke dann über das Pflaster dahinrasselte, hatte Frederic starke Schmerzen. Diese Kugel war ihm um eines Weibes willen ins Fleisch gejagt worden — so sah es wenigstens für den aus, der sie abgesandt. Aber der, dessen Blut sie fliessen gemacht, dachte mit keiner Regung an das Weib. Während die Wunde brannte und wieder zu bluten begann, entwarf er im Kopf eine Zeichnung und sah vor seinem Auge die herrlichen fahl-hellen Beleuchtungseffekte, welche

der Grunewald gezeigt, als der Stadtbahnzug hindurchfuhr.

Und sein ganzes Innere war von fieberhafter Schaffenslust erfüllt. Der Wille zur Grösse und die Kraft zur Grösse dehnten seine Brust.

Alles Andere war wie weggewischt aus seiner Seele.

VORBEIGEGANGEN.

Mein lieber Junge! Wie kannst Du mir in gegenwärtigem Augenblick eine solche Zumuthung machen! Mich ergreift ohnehin stets eine gewisse Nervosität, wenn mir gute Bekannte, deren ich leider Gottes in aller Herren Ländern nur zuviel besitze, Menschen zuschicken, die wieder ihrerseits ihre guten Bekannten sind. Die Freunde meiner Freunde sind keineswegs meine Freunde; sie sind meine unverschämten, zudringlichen, unausstehlichen Feinde.

Wir hatten uns doch gelobt, Du und ich, einander nie so zu belästigen. Und nun wirst Du mir wortbrüchig, gerade jetzt, wo ich . . .

Aber halt, Du weisst ja noch nicht, was dies: „gerade jetzt“ bedeutet. Also denn die nackte, brutale Thatsache. Meine Familie hat Recht behalten und mein Herz ist der Lügner gewesen. Das heisst in die Sprache der That-

sachen übersetzt: Petra hat eine Nichtswürdigkeit begangen und damit meiner Familie, welche fünf Jahre lang meiner Verbindung mit dem schönsten Weib, welches je einen Maler begeisterte, hartnäckig widerstrebte, zu einem — wahrlich von mir nie geahnten — Triumph verholfen.

Vielleicht ist es aber gar keine Nichtswürdigkeit, sondern eine grosse Weisheit gewesen. In den langen Jahren, die ich Petra liebend umarmte und mich in ihrer Gegenliebe sicher wusste, ist dieses kluge, hochbegabte Wesen geistig so herangereift, dass sie die Welt und den Werth der Dinge darin besser kannte, als ich selbst. Vor fünf Jahren war ich der Erste, der ihr sagte, dass sie schön sei. Seitdem haben es ihr Hunderte gesagt; seitdem hat sie es in deutschen und ausländischen Zeitungen zahllose Male gelesen. Jedes Lob auf eins meiner Bilder war ein Lob ihrer Schönheit, denn in jedem Bilde war etwas von ihr. Sie mag sich gesagt haben, dass das Original sicherlich noch mehr werth sein müsse, als die Bilder, deren hohe Kaufpreise sie schon deshalb sehr gut zu würdigen wusste, weil sie in veränderter Form zu ihr zurückwanderten. Was

willst Du, mein alter Junge — Stoffwechsel, ganz naturgemässer Stoffwechsel.

Auch hatte ich sie einmal als „Reichthum“ gemalt und ihrem schönen Leibe so viel Perlen und Geschmeide angethan, dass ihr Wunsch, solche Kostbarkeiten einst im wirklichen Leben zu besitzen, nur eine einfache Ideenverbindung war, zu der meine Kunst den Anlass gegeben. Also ist die ganze Geschiche nur ein Triumph der Technik meines Pinsels, denn die innig befeindetsten Collegen selbst gaben zu, dass ich die Diamanten verblüffend gemalt hatte.

Ich lasse Deiner Phantasie die Wahl zwischen britischem und russischem Gold.

Genau weiss ich nicht, ob es ein „ton“ oder ein „koff“ gewesen ist, mit dem Petra sich schleunig und heimlich vermählte. Du musst im Courszettel nachsehen, ob die Rubel oder die Livre Sterling besser standen. Sie wird zweifelsohne nach dem höchsten Cours gewählt haben.

Meine Schwestern kamen mir gerührt entgegen; mit dem Ruf auf den Lippen: „Siehst Du, dass wir doch Recht hatten,“ öffneten sie ihre Arme. Im Hintergrunde standen die beiden Männer, die es „auch immer gesagt hatten“,

und drückten durch würdevolle Mienen aus, dass sie dem Reuigen gern verzeihen würden. Es war ungemein ergreifend.

Aber weisst Du, ich sank doch nicht in die geöffneten Arme und gab meinen ehrenwerthen Schwägern keine Gelegenheit zum Verzeihen. Denn denke Dir, in diesem merkwürdigen Augenblick war es mir, als sei meine Liebe zu Petra Anfangs nur ein Schönheits- und Sinnenrausch gewesen, als habe erst die Warnung meiner Familie in mir den Gedanken geboren werden lassen, Petra zu meinem Weib zu machen, und als habe dann weiter der Widerstand gegen diesen Gedanken meine Gefühle gesteigert, also, dass sie fünf Jahre lang der Inhalt meines Doppelmenschen war. Und ich stand in wachsender Feindseligkeit und sah die guten Schwestern an, die es nicht begriffen, dass sie den Menschen in Aufruhr gebracht, weil sie die Künstlerseele roh berührt hatten.

Die Schwestern weinten; sie lieben mich, die treuen Dinger, mit jener zudringlichen, bevormundenden, nüchternen Liebe, die unsereinen rasend machen kann.

Die Schwäger trösteten und „hatten es von jeher gewusst, dass ich leichtfertig und herzlos

sei“, und sie lobten meinen vorsichtigen Vater, der in seinem Testament bestimmt habe, dass ich mich nicht vor meinem dreissigsten Jahre ohne Zustimmung der Familie verheirathen dürfe, bei Strafe des Vermögensverlustes. Sie priesen auch den Zufall, dass der reiche „ton“ oder „koff“ gerade jetzt gekommen sei, denn in einem Jahre wäre es zu spät gewesen, und ich würde dann wahrscheinlich die Petra geheirathet haben. Wie selbstlos die guten Leute! Ebenso selbstlos, wie seiner Zeit Petra, die mich immer noch nicht heirathen wollte, damit ich ihretwegen nicht eines Tages darben solle, wenn meine Bilder unmodern geworden oder meine Schaffenskraft fertig sei. Oder sollte Petra gedacht haben, dass der Verlust meines Vermögens auch sie beraube?

Einerlei. Es ist Alles einerlei. Nur das nicht, dass Du mir in diesen Tagen, wo ich alle Frauen hasse, ein Weib schickst. Es giebt nur zwei Sorten Frauen: die wie Petra, und die wie meine Schwestern. Da sie aus Deiner Stadt und dem Kreise Deines Lebens kommt, wird sie zu letzterer Sorte gehören. Wenn ich nicht manchmal dächte, dass in Deiner harten Berufsarbeit Dich die Liebe jener edlen

Frau erquickt, von der Du mir bei Deinem letzten Hiersein erzählt, so würde ich Dich oft bemitleiden. Es muss entsetzlich sein, mit Deiner lebhaften Anempfindung für alles Schöne, da in der weltverlorenen kleinen Stadt zu hausen, zwischen Krämern und Ackerbürgern. Und das um der gemeinen Nothwendigkeit willen, zu verdienen. Erreichst Du wenigstens Deinen Zweck: ist der District so ausgiebig, wie Du dachtest? Wirst Du in absehbarer Zeit in eine Grossstadt übersiedeln können? Deine Zeilen waren so karg. Du sagtest mir nicht einmal, ob Du Deine Freundin heirathen wirst, deren Trauerjahr nun abgelaufen sein muss — denn ist mir recht, so erzähltest Du bei Deinem letzten Hiersein, dass der Gatte Theresens gestorben sei. Vielleicht ist der Besuch, den Du mir schickst, von Allem unterrichtet. Fragen werde ich natürlich garnichts.

Jedesmal, wenn die Glocke geht, zittere ich. Es könnte die Dame aus „Schilda“ sein. „Meine Gnädigste, ich bin sehr erfreut — mein Freund, Doctor Hans Wildhaus, hat mir schon geschrieben —“ „Bitte sehr, bitte sehr. Aber ich wollte doch nicht hier gewesen sein, ohne das Atelier eines berühmten Malers — Gott,

wie süss, nein, wie himmlisch, diese Möbel und Stoffe und Felle — nein, und das Bild, ganz wie Ihre andern.“ — „Verzeihung, meine Gnädige, es ist ein Breughel, schon sehr nachgedunkelt, aber er hat immer noch den Werth eines angenehmen und warmen Farbenfleckes an der Wand.“ — „Aber bitte, das andere Bild da kehren Sie um, es genirt mich furchtbar.“ Und ich kehre Aphrodite um.

Wie konntest Du mir das thun. Denn so, gerade so wird sie sein. Das kenne ich. Da klingelt es wieder.

Nein, noch war sie es nicht. Es war mein Kunsthändler, der im Namen eines Amerikaners fragte, ob ich den „Reichthum“ nicht noch einmal malen wolle, in anderer Auffassung, aber nach demselben weiblichen Modell.

Lebe wohl, altes Haus. Ich schreibe nur alle ein oder zwei Jahre, Du weisst es. Dann aber, wie Du siehst, gleich meterweise, wie Meyer-Waldheim malt. Sieh, dem hättest Du Deine „Dame aus Schilda“ schicken sollen. In seinem Atelier ist viel mehr zu sehen, wie bei mir, vor allen Dingen seine sämmtlichen Werke.

Dein Erik Nottbeck.

Er hob den dunklen Kopf, der so lange

über den Briefblättern gebeugt gewesen. Ein Seufzer, der Ausdruck der Erleichterung über das Ende ungewohnter und ungern vollführter Beschäftigung, hob ihm die breite Brust. Sein Auge, es war scharf und klug und dunkel, sah noch eine Weile sinnend auf den starken Brief. Dann schloss er eine Gedankenreihe mit dem Ausruf: „Ach was“ und stand auf.

Er war gross, mächtig gebaut, von Angesicht ernst. Seine Freunde sagten von ihm, dass er die Stärke eines Löwen und die Beweglichkeit eines Tigers habe. Jedenfalls milderte die jugendliche Raschheit und Grazie seiner Bewegungen den Eindruck der für seine Jahre allzu imposanten Würde der Erscheinung. Ein leichter dunkler Flaum umschattete ihm Kinn und Lippe.

„Florian,“ rief er mit einer Stimme, um die ihn ein Heldenspieler beneidet hätte.

Eine Thür, die unter den Ausschmückungen des Raumes fast unsichtbar in ein Cabinet führte, öffnete sich ein wenig.

„Befehlen?“ fragte eine merkwürdig volle und rauhe Stimme.

„Zur Post!“

Mit einigem Gepolter erschien der Geru-

fene nun in ganzer Person. Es war ein Mann in mittleren Jahren, sein birnenförmiger Schädel war mit grauen geschorenen Haaren wie mit einem Mausfell bezogen, das als Schnebbe in eine niedere Stirn hineinwuchs. Er trug diese Stirn vorgeneigt, so dass seine verschwommenen Augen immer von unten aufblickten, wenn er seinen Herrn ansah. In seinem bartlosen Gesicht fiel eine lange, fleischige, bläulich geäderte Nase und ein Mund auf, der unter der Nase als nach oben gerichteter Halbzirkel stand. Der Mann hatte seine Hemdsärmel aufgekrempt und eine graue Leinenschürze vor.

„Kerl, Du hast wieder gesoffen," sagte der Maler und roch den Branntweinduft auf.

Sein Florian lächelte ihn selig an.

„Deine Frau wird Dich wieder schlagen."

„Nein," sagte Florian etwas lallend und mit inniger Ueberzeugung, „das thut sie nicht mehr, seit der Herr ihr in's Gewissen geredet haben. Und deshalb hab' ich heute 'mal eine Bouteille zur Probe riskirt. Sie sollen sehen, Herr, sie haut doch nicht."

„Nimm Dich in Acht, dass ich's nicht thue. Kerl, sieben Mal habe ich Dich schon entlassen, aber . . ."

„Aber es weiss ja doch Keiner so gut hier Bescheid, Herr, wie ich," sagte der Mann vergnügt.

„Geh'. Und hänge draussen das Schild an: ‚Nicht zu Hause.' Ja so — die Dame aus Dingsda könnte kommen, für die muss ich wohl zu Hause sein."

Florian ging in sein Cabinet zurück, um sich für den Gang zu bereiten. Man hörte ihn da hantiren. Erik lag auf einem niederen Divan und achtete mit halbem Ohr auf den gedämpften Lärm. Er rauchte eine Cigarette und dachte noch über seinen Brief nach.

Hinter seiner ernsten Stirn musste ein leicht beweglicher Geist wohnen, denn wie wechselnde Beleuchtung ging es über seine Züge. Finsteres Grübeln machte jäh einem spöttischen Lächeln Platz, dieses wich einer sanften Träumerei, die sich in einem guten Lächeln löste.

Es klingelte. Gleich darauf hörte man Florian's rauhe Stimme mit Jemandem unterhandeln.

„Mein Herr ist für Niemand zu sprechen, bloss für eine Dame aus — ja, aus Dingsda."

Ein sanftes Lachen antwortete dem polternden Mann. Dies Lachen veranlasste Erik, zur

Thür zu schleichen. Draussen sagte eine Frauenstimme:

„Aber ich bin wahrscheinlich jene Dame.“

„Das könnte Jede sagen. Mein Herr ist nicht für Frauenzimmerbesuche.“

„Meine Karte könnten Sie doch hineintragen.“

„Das wäre ja schon 'ne Störung,“ sagte Florian logisch.

„Nun denn,“ sprach die angenehme, sanfte Stimme, „ich will mir den Eintritt nicht erzwingen. Sagen Sie Ihrem Herrn einen Gruss von der Dame, die Doctor Hans Wildhaus hergeschickt hatte. Ich reise heute weiter und bedauere sehr, Herrn Nottbeck nicht gesehen zu haben.“

War es die angenehme Stimme, waren es die Worte: „Ich reise heute weiter“ — Erik fand plötzlich, dass er die Thür aufmachen und sich selbst zeigen müsse.

„Ja, Florian, die Karte hättest Du immer hereintragen können,“ sagte er lachend. Er verneigte sich vor der Dame.

„Ich bin Therese Flamant,“ sprach sie und sah ihn an.

Er verneigte sich zum zweitenmal und

deutete ihr an, sie möge eintreten. Ein grosses Erstaunen machte ihn ganz schweigsam. Gerade diese Frau zu sehen, von der er wusste, dass sein Freund sie liebe, und annahm, dass sie diese Liebe erwidere, hatte er am wenigsten erwartet. Er sah sie mit der naiven Neugier eines Menschen an, der von Berufswegen gewohnt ist, Alles und Alle genau mit den Augen zu prüfen.

Keine schöne Frau, dachte er, aber sehr wohlthuend anzusehen. Sie war mittelgross und fast etwas überschlank. Ihr Gesicht war bleich, von jenem matten, reizvollen Farbenton, den Erik ganz besonders liebte. Ihre Augen fand er gleichgültig; sie waren schön geschnitten, blau und von dunklen Brauen überwölbt, aber sie blickten leer, fast ermüdet. In den unregelmässigen Zügen entdeckte sein Malerauge aber einen wundervollen Mund, einen Mund, der auch im Schweigen eine ganze Geschichte zu erzählen schien.

„Sie wundern sich, dass ich zu Ihnen komme?“ fragte sie.

„Gar nicht. Ich bin es gewohnt, dass durchreisende Fremde, die durch dritte Personen eine Beziehung zu mir haben, mein Atelier aufsuchen. Dass ich dergleichen nicht liebe,

versteht sich von selbst. Auch der Dame, die Hans mir ankündigte, sah ich mit Unbehagen entgegen. Hätte er mir geschrieben, dass es Therese Flamant sein würde, wäre meine Vorfreude schon so gross gewesen, wie es die Freude dieses Augenblicks ist," sprach Erik.

„Sie sind offen und verbindlich zugleich," sagte Therese lächelnd, „ich will ebenso offen sein. Ich komme nicht zu dem Maler, ich komme zu dem Menschen."

„O weh, der Erstere könnte vielleicht Ihr Interesse erwecken, mit dem Zweiten werden Sie unzufrieden sein müssen, denn er ist in seinem ganzen Leben niemals so unliebenswürdig gewesen wie jetzt," rief Erik und schob ihr einen Sessel hin.

Therese setzte sich.

„Ich werde Ihnen wenig Zeit geben, Ihre Unliebenswürdigkeit zu zeigen, denn ich bleibe fünf Minuten und reise heute Nachmittag weiter."

„So schnell soll gesagt werden, was Sie mir zu sagen haben? Denn so kann nur ein Bote sprechen, der mit einer Bestellung kommt und, hat er sein Amt verrichtet, mit beflügelten Sandalen weiter will."

„Ganz richtig," sagte sie, „so eine Art von

Mercurs Amt ist es auch. Hans Wildhaus geht mit dem Gedanken um, sich hier niederzulassen. Ich soll Sie fragen, ob Sie den Plan für thöricht oder gescheidt halten.“

„Das kann man so kurzer Hand nicht sagen,“ antwortete Erik, „es kommt darauf an, ob Hans Vermögen genug hat, hier ein Jahr oder länger ohne Verdienst zu leben. Denn ein jüngerer Arzt, dessen Tüchtigkeit man hier noch nicht kennt, muss sich erst Ruf erwerben, und nur der Zufall kann oft die Gelegenheit dazu geben. Hat Hans sich in den fünf Jahren seiner Praxis da oben schon so viel verdient?“

Er stand Theresen gegenüber, die Hände auf die Lehne eines vor ihm befindlichen Sessels gefaltet.

Therese sah ihn an. Da bemerkte er, dass ihr Auge inzwischen lebhaft geworden war und nun wunderschön erschien.

„Ja,“ sagte sie, „er hat Etwas geerbt. Mit seinem Erübrigten zusammen dürfte er auf Jahre hinaus sicher gestellt sein.“

Es war Etwas in dem Blitz ihrer Augen, das ihn veranlasste, zu fragen:

„Geerbt, von wem? Er hat oft genug den Mangel beerbungsfähiger Verwandten beklagt.“

Die Flamme in ihrem Auge wurde stärker.

„Von einem Patienten.“

„Ach!“

„Von meinem Manne,“ vollendete sie hart.

Erik sah sie an. Die leidenschaftliche Erregung auf ihren Zügen deutete ihm an, dass sie einen Gegenstand berührt hatte, der tief in ihr Leben geschnitten. Sein Herz klopfte. Eine lebhafte Mitempfindung ergriff ihn. Kein Zweifel, diese Frau hatte gelitten, durch seinen Freund gelitten. Secundenrasch zog es durch sein Gedächtniss, dass die einzige Seite an seines Freundes Charakter, die ihm ganz missfiel, die Sucht, rasch reich zu werden, gewesen war. Aber er liebte doch diese Frau, sie liebte ihn, sie war reich, eine Heirath mit ihr hätte auch ihn so gemacht. Und in seiner theilnehmenden Neugier fragte er gerade heraus:

„Sie werden sich mit Hans vermählen?“ Und sofort, in heftiger Reue über diese Zudringlichkeit, rief er:

„Bitte, vergeben Sie mir. Ich bin ganz unbescheiden. Ich, ein Fremder, frage Sie Geheimstes.“

Therese hatte die Augen geschlossen ge-

habt. Nun sah sie ihn gut und herzlich an. Sein inniger Ton verrieth ihr die ehrliche Theilnahme eines Herzens, das keiner höflichen Verstellung fähig war in einem Augenblick, wo es sich ergriffen fühlte.

„Es ist kein Fremder, der fragt," sagte sie, „seit vielen Jahren stehen Sie Hans in Freundschaft nahe, er hatte Ihnen und Ihnen allein gestanden, dass er mich liebte. Weshalb soll nicht auch ich Ihnen gestehen, dass ich Hans nicht heirathen kann, niemals heirathen werde, und dass ich auf der Wanderung nach Italien bin, vielleicht, um für immer dort zu bleiben."

Er ging heftig auf und ab.

„Mein Gott," murmelte er, „auch Sie wund nach einem Zusammenbruch. Wie seltsam! Die ruhig-bürgerlichen Glückspläne meines Freundes sind ebenso gescheitert, wie meine heissen, regellosen Träume."

„Geben Sie sich für Hans keinen Sorgengedanken hin," sagte die weiche Frauenstimme, aus der plötzlich jede Spur von Erregung gewichen schien. „Er hat die unvermeidliche Trennung männlich ertragen."

Erik stand vor ihr still.

„Und warum unvermeidlich? Wollen Sie

mir Alles sagen? Ist Ihnen so, als ob Sie es mir gegenüber könnten?“ Er nahm ihre Hand und sah ihr in's Auge. „Auch ich,“ sagte er, die Hand heftig drückend, „auch ich habe vor kurzer Zeit das Wort ‚Ende‘ unter den Roman meines Lebens geschrieben. Giebt uns das nicht eine Gemeinsamkeit? Und wollen Sie im Geiste dieser Gemeinsamkeit mir vertrauen?“

„Ja,“ sagte Therese, eine seiner vielen Fragen beantwortend, „mir ist so, als könnte ich Ihnen vertrauen.“

„Dann muss ich mich zu Ihnen setzen. Kommen Sie — so. Hier kann ich auch Ihnen beichten, wenn Sie es wollen.“

Erik hatte Therese zu einem Sopha geführt, welches im Erker unter hohen Fächerpalmen stand und mit Eisbärfellen und bunten Decken gar malerisch überkleidet war.

„Nein,“ sagte sie, „wir wollen uns keine langen Geschichten erzählen. Das verführt zu Selbstgefälligkeit und Ungerechtigkeit. Wir wollen einfach die Wahrheit sagen. Dass Hans unbefriedigt in unserer Stadt und Gegend war, wissen Sie. Dass ich, durch bedeutende Ankäufe von Ländereien, die mein Gatte dort gemacht, dahin verschlagen, auch gegen Willen

und Neigung in einer Landschaft lebte, die nur dem Nutzen dient, und unter Menschen, die allein an den Erwerb denken, wissen Sie ebenfalls. So war es natürlich, dass er und ich uns freundlich, ja beglückt begegneten, denn wir Beiden hatten unsere geistige Bildung in derselben Atmosphäre eingesogen, aus der wir uns Beide verbannt fühlten. Ja, ich begriff eines Tages, dass Hans mich liebte. Meine Pflichten verboten mir, daran zu denken, Hans' Ehre ihm, davon zu sprechen. Doch ohne Gedankenquälerei, ohne Aussprache genossen wir halb unbewusst ein Glück, welches so bescheiden war, dass es eigentlich nur im Bewusstsein der Nähe des Anderen bestand. Mein kranker, alter, guter, ja wahrhaft edler Gatte, den ich einst gewählt, weil ich im jugendlichen Ueberschwange mich für humane Thaten begeistert, die ich ihn vollführen sah — wer hätte nicht mit achtzehn Jahren die That mit dem Thäter verwechselt —, mein Gatte liebte Hans. Ja, er sprach auf seinem Schmerzenslager davon, dass er Niemanden als eben Hans für mich zum zweiten Gatten denken möge. Und doch . . ."

„Und doch?" fragte Erik. „Sie waren schuldlos Beide, der Wunsch eines edlen Ster-

benden bestimmte im Sinn Ihrer Hoffnungen über Sie. Und doch?“

Therese sah vor sich nieder.

„Kann es eine überfeine Empfindsamkeit geben? Habe ich mich einer solchen schuldig gemacht? Urtheilen Sie mit herber Offenheit. — Als mein Gatte gestorben war, fand man in seinem Testament, welches mich zur Haupterbin einsetzte, für Doctor Hans Wildhaus ein Legat von 100,000 Mark bestimmt, für die opfervolle, ärztliche und freundschaftliche Hingabe hiess es. Und Hans gab mir ganz unbefangen zu, dass er von dieser Absicht meines Mannes Kenntniss gehabt und die Ausführung keineswegs verhindert habe. Er fand dies Legat ganz natürlich und verlachte meine Bitten, es einem wohlthätigen Zwecke zuzuwenden. Er nahm das Geld von dem Mann, neben dessen Schmerzenslager er wünschend an die bald Verwittwete dachte. Er nahm es.“

Sie legte ihr Gesicht zurück gegen die langhaarigen, weissen Felle, welche die Lehne bedeckten. Erik sah sie mit erregten Blicken an. Die Fülle der vergleichenden Gedanken, die auf ihn einstürmte, war so überwältigend, dass er kein Wort, keines des Urtheils, keines

der Weiterfrage finden konnte. Und in der seltsamen Doppelthätigkeit des Gehirns, die vielleicht nur in einem Künstlerkopf möglich ist, bemerkte er zugleich den malerischen Effect des dunklen, schlanken Frauenkörpers in der gebeugten Haltung, auf dem Grunde der weissgelblichen Bärenfelle.

Sie sprach von selbst weiter.

„Gewiss," sagte sie sich aufrichtend, mit dem Versuch ruhig zu bleiben, „gewiss, der Fehler lag bei mir. Es ist frauenhafter Ueberschwang gewesen, der das einfach-praktische Thun eines im Daseinskampf erfahrenen Mannes nicht verstand. Vielleicht war es auch weniger die Thatsache selbst, als die Ansichten, die bei Erörterung der Thatsache laut wurden, die mich so peinvoll erkälteten. Genug, als Hans vor einigen Wochen das so lange schweigend zwischen uns Bestandene in Worte kleidete und um meine Hand warb, sagte ich Nein. Nein, aus tiefinnerlichster Nothwendigkeit."

„So war Ihre Liebe doch nur eine Täuschung," sprach Erik vor sich hin.

„Das ist es, was mich so quält," rief sie voll Leidenschaft, „gerade das. Wie kann man sich so täuschen? Was ich stumm geträumt

und träumend gehofft, es war ein Irrthum? Die ganze beglückende Beunruhigung, die mir sein Kommen und Gehen, der Blick seines Auges, der Ton seiner Stimme brachte, sie waren eine Täuschung vielleicht erregter Nerven? Kann man den Merkmalen eigener Empfindungen so wenig glauben?“

Erik stand auf.

„Die beglückenden Beunruhigungen,“ sagte er, ohne zu wissen, warum er gerade dies eine Wort herausgehört vor den anderen, warum er gerade dies wiederholte. Er wusste auch nicht, dass er hiernach lange schwieg, ihm fiel nicht auf, dass Therese nicht mehr sprach. Er stand am Fenster des vorspringenden Erkers und sah auf die tief unten liegende Strasse hinaus. Endlich drehte er sich jäh um.

„Ich habe Alles so erlebt wie Sie,“ sagte er kurz. „Die äusseren Linien sind verschieden, der tiefste Inhalt gleich.“

Therese Flamant hatte sich indessen vollkommen wieder gefunden. Sie stand auf. Das Abendroth der niedergegangenen Erinnerungsleidenschaft brannte noch auf ihren Wangen. Erik fand sie schön. Schöner noch, als sie mit

einem Lächeln, welches halb Wehmuth, halb Heiterkeit war, freundlich sagte:

„Wir haben uns sehr viel gesagt, mehr, als sich sonst alte Freunde bekennen. Die Ungewöhnlichkeit unserer Beziehung, vielleicht noch mehr unserer Stimmung, hat dies ausserordentliche Gespräch verschuldet. Ich bereue es nicht — ich weiss, es hat uns Beiden wohlgethan. Aber nun seien die Pforten der Vergangenheit zugeschlagen. Kein Wort mehr.“

Sie reichte ihm die Hand, freimüthig und herzlich, wie ein guter Freund dem anderen.

„Auch ist aus den fünf Minuten eine Stunde geworden, meine Jungfer unten im Wagen wird sich frierend langweilen. Da Sie mir auf meine Frage kaum so kurzer Hand eine erschöpfende Antwort geben können, schreiben Sie wohl Hans selbst Ihre Ansicht über seine Niederlassung hier.“

Er hielt ihre Hand fest, mit einem bänglichen Gefühl, als drohe ihm ein Verlust, wenn sie ihm die weissen Hände entzöge.

„Nein,“ sprach er mit Ernst, „ich lasse Sie nicht fort. Kennen Sie München? Ja? Und dennoch mag es hier Dinge geben, die Ihnen neu sind oder in der neuen Lebensstim-

mung neu erscheinen. Ich will mit Ihnen zusammen sein. Sie wollen nachher abreisen? Sind Sie denn so oft Menschen begegnet, mit denen Sie wahr sein konnten, dass es Ihnen so bedeutungslos scheint, unser Begegnen? O, bleiben Sie. Mir zur Wohlthat. Ihr sanftes Wort kann einem erbittert gewesenen Menschen wieder schönes Gleichgewicht geben.“

„Nun denn,“ sagte sie, „bis morgen. Aber Ihr Atelier muss ich jetzt und sofort verlassen.“

„Einen Blick werden Sie aber seiner Einrichtung noch schenken,“ bat Erik. „Sie sind in allen Künsten wohlerfahren, schrieb mir Hans einmal.“

„Nur mit ungewöhnlicher Nachempfindungsfähigkeit,“ sagte sie, „gar nicht ausübend.“ Mit raschen Schritten ging sie an den unregelmässigen Wandflächen der beiden Räume hin. Das eine Gemach hatte Oberlicht und einen Erker mit Fenstern, das andere eine Fensterwand nach Norden. Von den graugetönten Wänden sah man vor Bildern, Stoffen, Waffen, Palmenwedeln nichts. Den Boden deckten orientalische Teppiche. Phantastische und mit Fellen und Decken überbreitete Polstermöbel standen im Erker. Gerade unter dem einfallen-

den Licht stand auf der Staffelei das halbvollendete Porträt eines alten Herrn in der Uniform eines hohen Beamten.

„Wieviel artiger Decorationsplunder neben wirklich schönen Sachen," sagte Therese mit heiterer Kritik.

Erik lachte. Allen seinen anderen Gästen pflegte dieser „Decorationsplunder" sehr zu imponiren.

Als er lachte, sah Therese sich erstaunt nach ihm um. Das hatte so herzerquickend und so liebenswürdig geklungen, und es stand seinem ernsten Gesicht so gut.

„Wer ist das?" fragte sie dann, auf ein Frauenporträt deutend. Es stellte einen Kopf mit braunrothem Haar, blendend schönem Angesicht und unvergleichlichem Hals dar. „Wirklich, ein Ansatz, wie bei der Milesierin, nur die Halslinie etwas kürzer. Darf man physiognomische Studien machen, oder steht die Dame Ihnen nahe?"

„Es ist die Gattin eines Lord ‚ton' oder Fürsten ‚koff'," sagte Erik.

„Welche berechnende Kälte in diesen edelgeformten Zügen," bemerkte Therese darauf ganz unbefangen. „Eine Lady ohne Herz. Hier

fragt man sich, ist Schönheit etwas Grosses oder etwas Kleines, denn diese Schönheit wird die Kraft haben, tausend Herzen zu gewinnen, und die Schwäche, nicht eines festhalten zu können.“

„Es ist Petra,“ sprach Erik ruhig. Dabei wunderte er sich, dass es ihm nicht mehr der Mühe werth war, höhnisch bei diesem Namen aufzulachen. Dass Therese den Namen durch Hans Wildhaus kennen würde, nahm er an. Und dass Petra ihm verloren sei, hatte er selbst ja vorhin angedeutet.

Therese schwieg dazu, Erik dankte es ihr; es war ihm sehr wohlthuend.

„Adieu,“ sagte sie dann, „ich bitte Sie, im Hôtel bei mir zu speisen. In den Vier Jahreszeiten. Um fünf Uhr.“

„Gewiss. Und morgen früh zeige ich Ihnen zwei oder drei Bilder, ‚die Böcklins in der Schackgalerie‘. Darf ich?“

„Ja.“

Als sie sich die Hände reichten, sahen sie sich noch an, lächelnd, neugierig, als wollten sie einander fragen: „Ist es wirklich wahr, dass wir einander erst seit heute kennen?“

Erik geleitete Therese die drei Treppen

hinab. Aber sie sprachen kein Wort mehr und grüssten sich stumm auch am Wagenschlag.

„Du hast gefroren, armes Ding," sagte Therese zu dem jungen Mädchen, das auf dem Rücksitz sass.

„Nur ein wenig. Der Novembertag ist kalt," antwortete die Jungfer, eine Person mit einem röthlichen, gutmüthigen Gesicht und sehr weissblonden Haaren.

„Wir bleiben noch bis morgen. Du musst mir ein Kleid auspacken. Ich setze Dich am Hôtel ab und fahre noch spazieren."

„Ein schwarzes oder das blaue?" fragte die Jungfer.

Therese dachte ein wenig nach.

„Das graue," sagte sie.

Als die Jungfer ausgestiegen war, befahl Therese dem Kutscher auf die Schwabinger Landstrasse hinaus zu fahren. Eine seltsame Tour für einen Fremden, dachte der Portier, der diesen Befehl hörte, man fährt doch lieber im Englischen Garten spazieren.

Aber Therese hatte Sehnsucht nach Einsamkeit, Sehnsucht nach einem Blick über das weite flache Land. In ihren Pelz gewickelt sass sie im offenen Wagen und liess die herb-

frische Luft an ihr unverschleiertes Gesicht wehen. Ihre Augen blitzten dunkel. Ein leises Lächeln hob ihr die Lippe. Sie hatte das Gefühl einer vollkommenen Zufriedenheit in sich, die nicht in Reue und Gram an Vergangenes, nicht in bangenden Wünschen an Zukünftiges denkt.

Der Druck, der Monate lang auf ihrem Herzen gelegen hatte, war ganz verschwunden.

„Ich bedurfte nur einer Aussprache," sagte sie sich und empfand Dankbarkeit für den, der sie so schnell und schön dazu veranlasst hatte.

Zu beiden Seiten der Landstrasse breiteten sich endlos die flachen, leeren Felder, deren verhärtete Schollen im schneelosen Wintertag zu frieren schienen. Fern am blassen Horizont sah man da und dort einen Kirchthurm aus röthlicher Dächermenge aufsteigen. Eine gesammelte Schaar von Raben flog aus den Bäumen eines an der Strasse belegenen Gehöftes auf und zerflatterte in der Luft, wie ein schwarzes Laken, das zerreisst.

Die weite Welt war frostig, und reizlos. Therese sah über sie hinweg mit dem fröhlichen Trotz einer Frühlingsstimmung.

„Ich gehe nach Florenz, in das Land der Schönheit," sagte sie sich, und es schien ihr, als freue sie sich zum ersten Mal auf die Wunder, die sie dort schauen sollte. Dabei kehrten ihre Gedanken auf Erik zurück, der ihr sicherlich nützliche Winke über die Einrichtung eines florentinischen Aufenthaltes geben konnte. Sie freute sich darauf, mit diesem Manne, den sie für bedeutend und liebenswürdig hielt, noch zusammen zu sein, und lobte sich selbst für den raschen Entschluss, die Abreise anfzuschieben.

Es war nahezu halb Fünf, als Therese in ihr Hôtel zurückkehrte. Ihre Jungfer hatte sich schon geängstigt und fürchtete, dass die Herrin kaum bis zur Table d'hôte fertig sein werde.

Aber Therese gehörte zu den Frauen, die immer fertig sind. Das schmucklose Kleid von grauem Plüsch war bald angelegt, das dunkle Haar leicht mit dem Schildpattkamm aufgesteckt. Therese fand sogar noch Zeit, für sich und ihren Gast einen Platz zu suchen, wo man beim Speisen ungestört plaudern konnte. Und sie sass schon im Salon, in einem Journal lesend, als Erik Nottbeck, fünf Minuten vor fünf Uhr, eintrat, schnell und freudig, wie Jemand, der

es nicht erwarten kann, da zu sein. Als Therese ihn sah, erröthete sie tief und glühend.

Darüber erschrak ihr Herz so, dass ihr fast der Athem verging.

Warum erröthen? Vor diesem lieben, aber im Grunde doch so fernstehenden Mann? Wie seltsam, wie grundlos, ja, wie peinlich, denn er musste es gesehen haben. Oder wenn er es nicht gesehen hatte, weshalb mied er denn ihr Auge und sprach hastige, inhaltslose Worte der Entschuldigung, wenn er etwa zu früh gekommen sei.

Plötzlich leuchtete eine Erinnerung in Theresen auf. Gerade so grundlos war sie eines Tages vor jenem anderen Manne erröthet. Ihre peinliche Verwirrung wandelte sich in ein Erstaunen um, das man hätte kritisch nennen können.

Eine vielköpfige englische Familie trat in den Salon, und während sie nach Alter und Grösse hereinspazierte, erscholl die Tischglocke. Die Engländer setzten sich auf das Rundsopha und schlossen da einen drolligen Kreis; mit gleichmässig vorwärts gerichteten Knieen, gleichmässig eingezogenen Füssen und steifgeraden Rücken verharrten sie. Aus ihrer Mitte ragte

die Vase mit dem Makartbouquet auf, die das Rundsopha krönte. Der Anblick war so komisch, dass Therese und Erik einen heiteren Blick wechselten. Und mit diesem Blick war eine vollkommen unbefangene Stimmung zwischen ihnen wieder hergestellt.

Ganz vergnügt sassen sie sich dann einander gegenüber an dem kleinen, runden Sondertischchen, welches der Oberkellner auf Theresens Befehl hatte herrichten lassen. Die zahlreiche Fremdengesellschaft an der Tafel, die sich an der langen Fensterwand hinzog, störte sie gar nicht in ihrer Unterhaltung; im Gegentheil hatte das stete, leise Geräusch, das sich aus leise plaudernden Menschenstimmen, dem Klappern der Tischgeräthe, den eiligen Schritten der Kellner zusammensetzte, für sie etwas Beruhigendes und Sicherndes. Sie waren auf diese Weise für sich und doch nicht allein.

Erik begriff nicht, wo er heute Morgen eigentlich seine Augen gehabt hatte, wie es möglich gewesen war, bei Theresens Anblick zu denken: „schön ist sie nicht.“ Welche Lichter gingen in ihren Augen auf, wenn sie lebhaft sprach. Wie erloschen diese Lichter, wenn ein trüber Gedanke durch ihr Erinnern

huschte, wie lohten sie neu auf, wenn ein Wort fester Ueberzeugung von ihren Lippen ging. Erik hatte andere Augen gekannt, die zu allen Stunden und in allen Stimmungen denselben schweren, dunklen Aufblick hatten, Augen, welche nur durch die zufällige Grösse und Farbe ihrer Iris immer gleich schön waren. Und welche Grazie Therese in Gestalt und Bewegungen besass, wie das graue, schlichte Plüschkleid sein Malerauge entzückte und überraschte, denn er hätte darauf geschworen, dass zu einem bleichen Gesicht niemals diese matte, graue Farbe kleidsam sein könne.

Ihre heimliche Fröhlichkeit brachte sie in einen schroffen Gegensatz zu der steifen Tischgesellschaft, das fühlten sie und freuten sich dessen, wie Kinder, die ein lustiges Geheimniss haben.

„Wir werden nachher in die Oper fahren," sagte Erik, als sie fast abgegessen hatten.

Therese zögerte mit der Antwort. Sie hatte für ihre Person es sich schon vorgenommen gehabt. Der Gedanke, mit ihm zusammen die Walküre zu hören, war so verlockend, dass ihr das nothwendig scheinende „Nein" nicht sogleich von den Lippen wollte.

„Sie können den Abend doch nicht allein im Hôtel sitzen. Ueberdies ist es meine Pflicht, Ihnen die Honneurs in München zu machen,“ bat er eindringlich.

„Sie können ein bittendes Gesicht machen, wie ein kleiner Junge, dem man verzeihen soll,“ sagte Therese lachend. „Nun denn: ja, aber so: ich fahre nach dem ersten oder zweiten Act fort, während Sie im Theater bleiben.“

Er war zufrieden, und sie plauderten weiter.

„Eins ist merkwürdig,“ sagte er später, „wir sind immer derselben Meinung und haben uns doch über jeden Gegenstand, den unser Gespräch berührt, gegenseitig Neues und Ergänzendes zu sagen.“

„Das finde ich nicht so erstaunlich,“ meinte Therese, „es beweist nur, dass unsere Seelen den gleichen Geschmack und die gleiche Bildung haben, dass aber Ihr Männerauge und mein Frauenauge an den Dingen verschiedene Seiten wahrnehmen.“

Er öffnete die Lippen, er wollte Etwas sagen von „wundervollster Ergänzung“; er schwieg, sie sahen sich an und wussten, dass sie Beide das Gleiche empfanden. Den unbefangen gesprochenen Worten Theresens folgte

die Erkentniss der weit umfassenden Bedeutung ihres Inhaltes.

Ihre Herzen klopften schwer und schnell. Und Beide erinnerten sich qualvoll, dass sie diesen selben Herzschlag um ganz anderer und doch vielleicht ganz ähnlicher Ursache willen schon gespürt.

„Es möchte Zeit sein, sich zum Theater zu rüsten," sagte Therese tonlos und stand auf.

Sie ging mit unsicheren Füssen hinaus, trepp an, und stand schwer athmend im Corridor. Ihre tastende Hand fand kaum den Klopfer an ihrer Zimmerthür.

Die Jungfer, welche auch in das Theater sollte, hatte ihrer schon in der Angst, dass man die Zeit versäumen könne, gewartet; nun berief die anhängliche Person besorgt das erregte Aussehen ihrer Herrin, die ganz uugewöhnlich rothe, brennende Wangen habe. Diese lästigen und überflüssigen Redensarten brachten Theresen das kalte Blut zurück.

Nach wenigen Minuten stand sie mit freundlichhöflichem Gesicht vor Erik, der, den Pelz um die Schultern, unten im Treppenhaus ihrer harrte. Auch seine Züge waren ernst, fast unbelebt. Schweigend gingen sie die kurze Strecke der

Maximiliansstrasse entlang und traten in das Opernhaus. Ueber ihre Plätze, das Opernglas und den Zettel wechselten sie wenige, kurze Worte. Drinnen sah Jeder nach der anderen Seite, durch ein Glas mit scheinbarem Eifer auf das gleichgültige Publikum.

Erik bemerkte seine Schwester Adele, welche mit ihrem Gatten, dem Professor Dürkher, ihnen gerade gegenüber sass. Wie erstaunte er aber, als Adele freundlich nickte und seine Nachbarin Therese diese Grüsse ebenso erwiderte.

„Sie kennen Adele?“ fragte er erstaunt.

„Aber sehr gut. Ich habe sie im Laufe der letzten Jahre dreimal in Franzensbad getroffen, wo wir uns stets vier Wochen gegenseitig die Zeit vertrieben,“ sagte Therese glücklich.

Sie freute sich dieses Wiedersehens offenbar unendlich. Ihr Auge blickte wieder frei. Auch Erik fühlte, dass die bange Schwüle zwischen ihnen verschwunden war.

„Und davon haben Sie mir kein Wort gesagt?“

„Aber wir hatten so viel zu sprechen, dass wir gar nicht darauf kamen, das Kapitel von den ‚gemeinsamen Bekannten‘ zur Hülfe heran-

zuholen," sprach sie lebhaft, immer zu Erik's Schwester hinübersehend, „ich konnte überdies keine Ahnung haben, dass Frau von Dürkher in München sei. Ich wähnte sie in Stuttgart. Unser Briefwechsel ist spärlich."

„Dürkher ist erst vor vier Wochen hierher versetzt," sagte Erik.

„Oh, ich werde sie natürlich morgen aufsuchen. Und nachher im Zwischenact. Einen allerliebsteren Zufall konnte es gar nicht geben."

„Adele wird sich unendlich freuen."

Erik wurde wundersam zu Muth. Nun musste er entweder nachher Theresen sagen, dass er mit Dürkher's gespannt sei, oder aber Adelen und ihrem Gatten freundlich die Hand reichen. Das Erstere war doch eigentlich unmöglich. Wie er Adele und Therese kannte, waren sie beide nicht die Frauen, sich im Bad mit intimen Familiendetails zu unterhalten. Therese hatte sicher keine Ahnung von dem Zwist der Geschwister.

Ihr denselben eingestehen, noch dazu mit der Begründung, hätte geheissen, den ganzen Grad der Verblendung bekennen, zu dem eine Petra ihn gesteigert. Vor Adele wollte er sein Gefühl zu Petra bis in alle Ewigkeit verthei-

digen, vor ihr, vor Theresen aber mit keinem Wort.

Wie Adele wohl glücklich sein würde, wenn er, der immer ihr Liebling gewesen, ihr freundlich begegnete. Im Grunde genommen war es auch nur Laura, die Aelteste, welche Adele gegen ihn aufgehetzt hatte. Vielleicht aus unbewusstem Neid, weil er es von jeher mehr vorgezogen, sich in Adelens Heim auszuruhen. Denn Adele verstand es so gut, den Zauber des Behagens in ihrem Hause zu verbreiten. Wie viel schöne, herzerquickende Stunden hatte er einst an ihrem Heerde verlebt. Plötzlich lächelte er. Sein kleiner Neffe fiel ihm ein und die Kinderfrauendienste, die er dem Schlingel im ersten Jahre von dessen Dasein geleistet.

Er nickte zu Adelen hinüber.

„Adele sieht Ihnen sehr ähnlich," sagte Therese, „nur ist bei ihr Alles in die behäbige Prosa der glücklichen Hausfrau übersetzt. Die Beschäftigung prägt die Züge. Einem oberflächlichen Auge würde sich die Aehnlichkeit zwischen Ihnen nicht mehr verkünden."

Die Musik begann.

Die gute Frau da drüben hatte schwerlich

eine Ahnung davon, dass nur ihre Gegenwart die Beiden verführte, mit einander zu geniessen. In der frohen Sicherheit, in der Schwester einen Punkt ausser ihnen gefunden zu haben, wo sie sich harmlos treffen konnten, theilten sie sich durch Blick und Flüsterwort des öfteren ihre gegenseitigen Eindrücke mit. Dabei neigten sich ihre Schultern unwillkürlich zu einander, und als die grosse Scene zwischen Siegmund und Sieglinde kam, als Heinrich Vogl sein Liebeslied begann, sahen sie sich an mit einem gespannten „jetzt“ auf den Lippen.

Im verdunkelten, weiten, menschenüberfüllten Raum war es heiss. Auf der sonst verschatteten Bühne lag ein breiter Streifen Mondlicht, der durch die windgesprengte Thür hereinbrach. Vorn im Dämmerschein befanden sich die weissen Gestalten der bräutlichen Geschwister. Aus dem Orchester stiegen die leidenschaftlichen Tonwogen auf. Der heisse Gesang jubelte empor; die verzehrende Begierde in ihm lohte wie Flammen durch die Herzen der gebannten Hörer.

Therese zitterte. Ihre Hand griff seitwärts, an den Rand des Sessels, darauf sie sass. Da erfasste eine andere, auch bebende Hand die

ihre mit festem, leidenschaftlichem Druck. Erschreckt sah sie nach ihm hin, der sich ihr also genähert. Durch die Dämmerung leuchteten ihr ganz nah die Augen Erik's entgegen, mit einem Blick so voll Leidenschaft, wie die Musik, die sie entnervte. Und sie war unfähig, diesem Blick auszuweichen; sie litt ihn und leidend erwiderte sie ihn.

Der Vorhang fiel. Licht grellte auf. Therese war bleich und hielt die Hände im Schooss gefaltet.

„Diese Musik ist ein Dämon," sagte sie mit Anstrengung; „sie verführt uns und täuscht uns, wie das, wovon wir heute schon sprachen."

Er verstand sie. Verstand sie, weil er selbst nicht wagte, seinen klopfenden Pulsen zu glauben.

Aber er war ein Mann und deshalb geneigt, sich zu sagen: Und wenn es denn eine Täuschung ist, warum sich der süssen nicht für Traumsecunden hingeben?

„Wir wollen zu Ihrer Schwester gehen," sprach sie und erhob sich.

Frau von Dürkher stand schon an der Logenthür, mit offenen Armen und einem Schwall von frohen Worten auf den lachenden Lippen.

Als Erik ihr und dem Gatten die Hand gab, stieg ein Freudenroth in ihre Wangen. Auch sie verrieth sonst mit keiner Silbe Theresen gegenüber, wie dieser Händedruck den Abschluss langer Misshelligkeiten bildete.

Dürkher war ein grosser, blondbärtiger, gesund und zufrieden dreinblickender Mann.

„Erik sagte früher immer, dass man ihm sofort ansähe, er docire Volkswirthschaftslehre," plauderte die Frau vergnügt.

Nachdem das „woher" und „wohin" Theresen abgefragt war, bestand Frau Adele darauf, dass man morgen den ganzen Tag zusammen sein müsse.

„Ich reise morgen Nachmittag bestimmt ab," sagte Therese in einer Art, die keinen Widerspruch duldete.

„Wie schade, wie unrecht," klagte Adele. „Wenn es nicht unbescheiden wäre, meine Häuslichkeit gegen die Walküre auszuspielen, würde ich sagen: fahren wir jetzt zu mir. Denn Sie müssen doch mein Haus kennen lernen, und in der Abendstimmung macht es sich besser, wie bei förmlichem Morgenbesuch. Darin gleicht es einer schönen Frau."

„Oh," rief Therese mit auffallender Hast,

„wenn die Herren nicht darauf bestehen, hier zu bleiben, fahren wir zu Ihnen. Oder noch einen Ausweg: ich begleite Sie allein, Herr von Dürkher und Ihr Bruder bleiben.“

Die Aussicht, vor der Musik sich retten zu können, ohne merken zu lassen, dass es eine Flucht war, gab ihr Sicherheit zurück.

„Wir fahren mit,“ bestimmte Erik. Ihn ergriff plötzlich drängende Sehnsucht nach dem Hause der Schwester. Er wollte sehen, ob sie es hier eben so traulich hergerichtet hatte, wie ehedem in Stuttgart.

Adele war selig. Ihr Gatte lächelte wohlwollend. Da kam ihnen also der liebe Bruder ganz unverhofft zurück und ohne peinvoll dramatische Versöhnungsscenen, die für denkende, ältere Menschen leicht einen lächerlichen Beigeschmack haben.

Die glückliche Frau schwatzte immer fort, bis der Wagen vor der Amtswohnung des Herrn Professors hielt. Sie liess auch Niemand zu Worte kommen, als sie ihre Gäste durch alle Zimmer führte, die schnell erleuchtet wurden. Es war ja im Grunde nicht Therese, es war der Bruder, dem sie Alles zeigte. Erik verstand das wohl, und es rührte ihn. Auch

Therese wunderte sich nicht über den Wortreichthum der sonst keineswegs so beredten Frau. Ihr war es so sehr willkommen, noch schweigen zu dürfen.

Ja, im Wohnzimmer war noch Alles so wie sonst. Da hing sogar Erik's Mandoline an der Wand beim Clavier. Er hatte sie bei seinem letzten Besuch in Stuttgart vergessen.

Erik ging im Zimmer umher. Auf einmal war er verschwunden. Adele überwand sich nur schwer, ihm nicht zu folgen. Ihr Auge bewachte die Thür. Da kam er zurück.

Sein Angesicht war von einem Schein der Rührung umflogen, sein Blick feucht umflort. Er trat zur Schwester, zog ihr Haupt an sich, beugte sich, ihr die Stirn zu küssen, und flüsterte:

„Dein Junge sieht im Schlaf prächtig aus. Trotzig, schön, gesund. Darf ich ihn dir malen."

„Er gleicht Dir, er hat Deine Augen," sagte Adele entzückt und drückte ihren Kopf fest gegen des geliebten Bruders Brust.

Sie fühlten, das war die Versöhnung auf immer.

Nun riss die glückliche Stimmung der Hausfrau Alle mit fort. Theresens Herz schlug

wieder sanfter, Erik fand die Unbefangenheit, sie anzusehen. Durch sie hatte er den Weg zur Schwester zurückgefunden, den er, jetzt gestand er es sich, so lange voll Heimweh gesucht, aber nicht zu betreten gewagt, weil sein Trotz mit flammendem Schwert davor stand. Er fühlte sich glücklich, so friedvoll, glücklich, wie seit fünf Jahren nicht.

Dürkher, der sehr laut und geräuschvoll lachen konnte, jenes gute Lachen, das die Hörer ansteckt, versicherte Theresen, ihm sei, als kenne er sie schon lange.

Nach Tisch bat Adele den Bruder zu singen.

„Sie singen?“ fragte Therese.

„Schauderhaft,“ sagte er.

„Nein,“ behauptete Adele, die so stolz auf Alles war, was der Bruder konnte, „er singt naturwüchsig, mit schönem Baryton, lustig oder schwärmerisch zur Mandoline, wie nur ein Maler singen kann. Im vorigen Jahr, als hier beim Künstlerfest ein Minnehof abgehalten wurde, hat er als Troubadour alle Damen bezaubert.“

Dürkher und Erik lachten. Es war doch wieder rührend, denn im vorigen Jahre, als jenes Fest war, standen die Geschwister in

Feindschaft gegeneinander. Trotzdem hatte Adele sich über sein Auftreten und seinen Erfolg unterrichtet und war stolz auf ihn gewesen. Er sah sie liebevoll an,

„Da," sagte sie, „da hilft kein Gott davon."

Er nahm das dickbäuchige, braungelb gestreifte Instrument mit dem langen Halse, fing an, die vier Doppelsaiten zu stimmen, und setzte sich mitten im Zimmer auf einen Stuhl, wobei er ein Knie über das andere schlug und sich burschikos zurücklehnte.

„Ich bin natürlich sehr unklassisch," bemerkte er.

„Du kannst so nette neapolitanische Gassenhauer singen," rief Adele, „die werden uns nach der Walküre gut thun. Erik sagte einmal, die seien eigentlich ganz unpassend, aber da man den Text nicht versteht, kann man immer zuhören."

„Lieber nicht. Ich verstehe italienisch," lachte Therese.

Erik präludirte, sah Therese an und sang eines jener ohrenfälligen, süssverlangenden, schmeichelnden Lieder, die nicht von dem Musiksinn, sondern von einem lyrisch gestimmten Herzen aufgenommen sein wollen.

Ogni sera di sotto al mio balcone
Sento cantar una canzon d'amore,
Più volte la ripete un bel garzone
E battere mi sento forte il core.

Oh quanto è dolce quella melodia
Oh com' è bella, quanto m' è gradita!
Ch'io la canti non vuol manna mia:
Vorrei saper perchè me l'ha proibita?

Ella non c'e ed io la vo' cantar
La frase che m'ha fatto palpitar:

Vorrei baciare i tuoi capelli neri,
Le labbre tue e gli occhi tuoi severi,
Vorrei morir con te angel di Dio,
O bella innamorata, tesor mio.
Stringimi, o cara, stringimi al tuo cor
Fammi provar l'ebbregge dell' amor.

Und er sang es gerade so, wie Adele es von ihm verheissen hatte: ungeschult, mit natürlichem Geschmack, übermüthig schöner Stimme und eindringlicher Leidenschaft.

„Famos, entzückend," sagte Adele, „das ist ja ‚Musica proibita' von Gastaldon. Ganz reizend, nicht?"

Therese nickte. Sie sprach kein Wort. Erik ging in das andere Zimmer. Adele machte zu der schwülen Pause ein sehr pfiffiges Gesicht und lächelte ihren Gatten vielsagend an.

Die Uhr auf dem Corridor kündete elf Uhr. Es war ein Kuckuk, und sein trompetender Ruf ging durch die ganze Wohnung.

„Ich will nach Hause," sagte Therese. Dürkher erbot sich, sie zu begleiten, obgleich Adele ihm wegen dieser Ungeschicklichkeit einen heimlichen Stoss gab. Therese nahm an, aber da kam Erik und erklärte es für einen Unsinn, dass Dürkher mitgehen wolle, wo er, Erik, doch ohnehin ganz denselben Weg mit Theresen habe. Dieser „ganz derselbe Weg" war zwar nicht zutreffend, denn Erik Nottbeck hatte sein Atelier in der Briennerstrasse, aber Dürkher liess das so hingehen, da Adele ihn abermals anstiess.

Die junge Frau verhiess der durchreisenden Freundin, sie morgen um elf im Hôtel aufzusuchen, und setzte bedeutungsvoll hinzu:

„Der Mensch ändert zuweilen seine Entschlüsse über Nacht. Vielleicht bleibst Du doch noch."

Therese schüttelte den Kopf. Die Frauen küssten sich noch, und dann gingen Erik und Therese.

Sie gingen Arm in Arm und schwiegen. Sie fühlten Beide, dass nur ganz Bedeutungs-

volles zwischen ihnen gesprochen werden konnte. Und Beiden wurden die Lippen trocken und die Zunge schwer. Jeder zitterte, dass der Andere beginnen könne zu sprechen, und verzehrte sich doch in Begierde, zu wissen, was das erste Wort des Anderen sein könnte.

Die Sternennacht war kalt und von keinem Mondschein erhellt. Vom schwarzen Himmel funkelten die Sternbilder herunter. Auf den breiten Gassen war es menschenleer. Erik und Therese gingen allein unter den weissen, langgestreckten Häusermauern hin. Ihrer Schritte leichter Hall begleitete hörbar ihren Gang. Sie lauschten Beide der regelmässigen Wiederkehr des kurzen, harten Tones. Und dabei dachten sie in wachsender Erregung, ob es etwa so schweigsam weitergehen solle bis zu dem Thore des Gasthauses.

Sie gingen allmählich immer langsamer und schwerfüssiger. Ihr war, als sei sie so müde, dass nur äusserste Anstrengung sie vorwärts bringe. Sie wagte nicht, ihn anzusehen, seit ihr Auge einmal flüchtig seinem Blick begegnete, der auf ihr ruhte. Sie waren fast gleich gross und gingen Schulter an Schulter, und so bemerkte sie, auch ohne dass sie die

Augen aufschlug, wie sein Angesicht immer ihr zugewandt war. Zu gleicher Zeit waren sie von dem heissen Wunsch bewegt, dass dieser quälende Gang sein Ende finde, und von der Todesangst, sich dann trennen zu müssen. Ihr Zusammensein war ihnen unerträglich, noch unerträglicher aber der Gedanke an das Nichtmehrzusammensein.

Und dabei entfernten sie sich immer weiter von einander, zuletzt lagen kaum noch Theresens Fingerspitzen auf seinem Arm. Endlich entglitten ihm auch diese, mit einer Geberde, als friere sie, schlug sie ihren Mantel fest um sich zusammen. Erik schien es gar nicht zu bemerken.

Und da standen sie vor dem Gasthof. Ehe sie in das Portal traten, blieben sie seitwärts unter einer Gaslampe, die von der Hauswand als Arm vorsprang, stehen.

Das war unwillkürlich. Jeder war von dem dunklen Wunsch getrieben, dem Anderen noch eine Secunde Frist zu gönnen, falls er unbelauscht und Aug' in Auge ein Wort, doch endlich ein Wort sagen wolle. Aber sie schwiegen weiter und sahen sich an, durchdringend und angstvoll.

Und sie trat mit schwankendem Fuss über die Schwelle, welche für heute die Bedeutung einer trennenden Mauer hatte.

Die Bedienung aus dem Hause eilte in unerwünschter Aufmerksamkeit herzu. Therese fühlte mit einem aufdämmernden Rest von Besinnung, dass sie Etwas sagen müsse.

„Auf morgen also.“

Er verneigte sich. Er sah sie an. Seine Lippen sprachen etwas, eine Begleitung zu dem Blick. Sie sah nur die Bewegung und hörte keinen Laut.

„Auf morgen,“ wiederholte sie matt und ging hinein.

Schwer und mühselig stieg sie in das erste Stockwerk empor. In ihrem Zimmer setzte sie sich auf den nächsten Stuhl und sass da, bis ihre Jungfer kam und sich im Erstaunen nicht genug thun konnte, dass die Herrin noch Hut und Mantel anhabe und so weiss aussähe, wie Kalk an der Wand.

Mit fieberhaft schnellen Fingern entkleidete Therese sich dann, und mit frostbebenden Gliedern kauerte sie sich in den kühlen Linnen des Bettes zusammen.

Ueber ihr Gesicht rannen Thränentropfen, aber sie weinte, ohne es zu wissen.

Sie zerquälte ihren Kopf. Wie war doch Alles gewesen heute — ein Tag nur und doch lang wie ein ganzes Menschenleben voll Glück und Zweifel. Sie ging mit ihrem Gedächtniss dem Lauf der Minuten sorgsam nach. Seliges Lächeln, banges Athemstocken begleitete die Gedanken, hielt sie auf, trieb sie auf Sturmesflügeln weiter, liess sie in Angst ersterben.

Ja, da war sie ganz, die furchtbare, die beglückende Beunruhigung, die wie ein Feind, ein Verführer oder ein Erlöser, wie ein Gott, der sein nicht spotten lässt, die Seele und den Körper des Menschen erschüttert.

So, gerade so hatte das gequälte Weib schon einmal gelitten, schon einmal gezittert. Und damals hatte sie es — Liebe genannt.

War die ewige Königin neu in ihr Herz eingezogen? Kann man Naturgewaltiges zweimal, kann man es immer wieder empfinden? Und ist es dann noch ein Naturgewaltiges? Ist die Liebe wie Gewitter am schwülen Sommerhimmel, die vorüber rauschen und sich doch immer neu wieder gebären?

Damals hatte sie die Liebe mit weit ge-

öffneten Armen empfangen, und ihr Herz hatte jauchzend mit Ewigkeiten gespielt. Und diese weltausfüllende Glücksewigkeit hatte ein Ende, ein schnelles, nüchternes, menschenarmseliges Ende genommen.

Der gleiche Anfang — und vielleicht das gleiche Ende.

Ein zum Himmel empor schwellender Schrei: Ich liebe Dich! Und nachher ein kühles, armes „Lebewohl".

Einen Ruf nach Rettung in der Brust, faltete die einsame, stumme Frau die Hände und hob sie auf gegen die Gottheit, unter deren Gewalt sie sich fühlte.

Ihr war's, als sage eine Stimme ihr: „Besinne Dich doch, was ist es denn gewesen!"

Ja, was war es denn gewesen. Eine Stimmung vielleicht — erzeugt durch ein besonderes Gespräch in der besonderen, sinnfällig schönen Kunstwerkstatt. Ein Rausch vielleicht — hervorgerufen durch das heitere und ungestörte Gegenüber beim erlesenen Mahl. Ein Taumel vielleicht — geweckt durch den Dämon der Musik. Ein Traum vielleicht — gesponnen von den Schmeicheltönen jenes Liedes. Vielleicht, vielleicht. Und schwül drohend

war dies „vielleicht“ neben ihnen hergegangen auf dem schweigsamen Heimweg.

Auf einmal wusste sie, was seine lautlos redenden Lippen gesagt, als er im kalten, grellen Licht unter dem Thorbogen vor ihr gestanden:

Vorrei baciare gli occhi tuoi severi . . .

Deine ernsten Augen möchte ich küssen . . .

Sie erschauerte.

Er hatte nicht gewagt, zu sagen: Ich liebe Dich! Es nicht gewagt, weil sein eigenes Herz litt, wie das ihre.

Er wusste es gleich ihr: bei diesem Wort „ich liebe Dich“ wäre in ihrem Ohr der Nachhall anderer Stimmen wach geworden, die dasselbe Wort ihm und ihr einst gesagt.

— — — — — — — — — — —

Erik ging nach Hause, langsam und traurig. Er kam sich verwaist vor, und ihm bangte vor der Einsamkeit in seinen vier Wänden. Wie heiter, wie behaglich war es doch bei der Schwester gewesen. Er begriff nicht, wie er sich den Mitgenuss dieser glücklichen Häuslichkeit so lange hatte versagen können — und warum, warum? Echte und reine Freuden verloren hatte — warum? Um einer Petra, einer

Täuschung, eines — Abenteuers willen. Kaum begriff er, dass er noch heute einen Brief voll bitterer Lustigkeit an den Freund geschrieben hatte. Das war Alles schon so endlos lange her — ein ganzes Menschenalter schien ihm seitdem vergangen.

Und auf der Schwelle zwischen dem alten und neuen Leben stand wieder ein Weib!

Wer es doch auch so gut haben könnte, wie Schwester Adele, so mit beschränkten Wünschen, froher Zufriedenheit und stetem Gleichgewicht der Seele, immer in derselben Lebensform, mit immer demselben Genossen ganz glücklich zu sein.

Plötzlich kam ihm der brennende Wunsch, Therese in ihrer Häuslichkeit walten zu sehen. Und dann lächelte er über diesen Einfall.

Aber als er in sein kaltes, dunkles Atelier trat, dachte er wieder, wie es wäre, wenn, von Wärme und Licht umflossen, sie hier seiner lächelnd geharrt. Dieser Florian hatte natürlich wieder Nichts besorgt; das Licht stand nicht neben der Thür, Schwefelhölzer waren auch nicht da, Erik musste umhertappen, bis er Etwas fand. Und dabei fiel ihm ein, wie er früher in ähnlichen Lagen — die sein Florian

ihm in reicher Abwechslung von kleinen und grossen Unannehmlichkeiten zu bereiten wusste — stets gedacht, wie anders, wie reizvoller es sein müsste, wenn Petra hier als Hausfrau herrsche.

Er setzte sich in den Erker unter die Fächerpalme, wo Therese heute Morgen gesessen, und dachte nach. Also der Wunsch nach erquickender Häuslichkeit war dem gut erzogenen Manne tief eingeboren und immer herrschend; die Gedanken auf die Verwirklichungsart dieses Wunsches spielten wechselnd über verschiedene Frauen hin. Das war klar. Gestern war ihm Petra als die erwünschteste Genossin erschienen, heute Therese; wer sagte ihm, ob ihm nicht morgen eine Dritte als die ersehnteste Gefährtin erschien.

Therese! Sie hatte ihm alte Phantasien wachgestört. Einst, da er, sein Herz stark vertheidigend gegen die Versuchungen, die ihm gerade aus seinem Beruf reichlich erwuchsen, jung und sehnsuchtsvoll durch das Leben ging, glaubte er bestimmt zu wissen, dass er nur die Eine lieben könne, die Eine, die er sich im Geiste erschaffen. Stille Anmuth sollte ihr Wesen sein, wie hoheitsvolle Tempelkühle sollte

es aus ihren Zügen blicken, aber vor ihm allein sollte doch in ihren Augen die heisse Flamme der Leidenschaft wach werden können. Ein Doppelwesen sollte sie sein: unnahbare Weiblichkeit für die Anderen, schrankenlose Gluth für ihn.

Und so war Therese. Er fühlte es mit jedem zitternden Nerv.

Wie — jung war das damals von ihm gewesen, zu glauben, er könne nur gerade so ein Weib oder nie lieben. Vor Petra's blendender, immer gleicher Schönheit war das Traumbild ganz versunken und so ganz vergessen, dass ihm die alten Träume erst wieder wach wurden, seit er Therese gesehen.

Er malte sich aus, was geschehen könnte, wenn er morgen sagte: Du warst mein Traum, sei mein! Und er erzitterte in wonnigen Sehnsuchtsgedanken. Er würde Glück geben und Glück empfangen. Aber dann käme wieder ein Tag, wo die Liebe aufhörte.

Er lächelte bitter. Mein Gott, er hatte das ja schon einmal überlebt und fühlte doch wieder, ja fühlte heisser. Wenn es denn keine Unvergänglichkeiten giebt, weshalb sich an den Vergänglichkeiten nicht süss berauschen. Er

schloss die Augen. Ja, wenn es nicht gerade sie gewesen wäre. Gerade sie! Die Wirklichkeit seiner alten Träume. Und auch diesen eines Tages ernüchtert, ermüdet Lebewohl sagen zu müssen — oh, das that weh zu denken. Nein, dazu war sie zu — schade.

Mitten in seine Gedanken hinein fühlte er sich von einem gegenstandslosen Zorn ergriffen. Heftig ging er auf und ab. Die Nacht rückte vor. Endlich trieb ihn die Kälte, die ihm durch alle Adern schlich, in sein Schlafgemach.

Aber wachend lag er und ersehnte voll Ungeduld den Beginn des Tages. Es schlug sechs Uhr, als Florian nebenan polterte und sich mit seiner Frau, die beim Aufräumen half, herumschalt. Erik vernahm aus dem lauten Gespräch, dass Florian seiner Frau auseinandersetzte, wie es albern von ihr sei, Treue und Solidität von ihm zu verlangen, die „Herren Künstlers“ seien auch Alle für die „variatio“, und er gehöre gewissermassen zur Kunst. Sonst, wenn der häufige Morgenstreit der Leute dem Maler zu störend wurde, warf er von seinem Bett her den Stiefelknecht gegen die Thüre, worauf Florian's Schnapsstimme sich in Ge-

murmel verlor. Heute liess er sie schelten, so laut sie wollten.

Noch brach durch die Vorhänge eben erst fahles Grau, als er aufstand. Eine Unruhe sondergleichen quälte ihn. Er sagte sich, dass ihm die Zeit, bis er zu Theresen gehen könne, nur noch länger erscheinen dürfte, wenn er sie im kalten, noch düsteren Atelier zubringen sollte. Aber es litt ihn nicht im Bett.

Ihm fiel ein, dass er unter seinen Skizzen nachsehen wollte, ob irgend eine darunter sei, die er Theresen schenken könne. Seine Finger wurden ihm schwer, als er Blatt um Blatt aus den Mappen nahm und bei Seite legte — die Skizzen, die er bis heute werth gehalten, kamen ihm leer und conventionell vor, blosse technische Kunststücke. Gott — was war das?! Diese Stimmung, seinen eigenen Werken gegenüber, erschütterte ihn tief. Nun wollte er es von sich ertrotzen, für Therese doch Etwas darunter zu finden. Vergebens. Alle diese Blätter erzählten nichts, was an die Stimmung dieser Begegnung auch nur entfernt angeklungen hätte. Diese Entdeckung betäubte ihn fast. Ihre Bedeutung grübelnd zu ergründen, blieb ihm keine Zeit.

„Ein Brief, Herr,“ sagte Florian heiser und hielt ihm das Couvert hin.

Erik wusste augenblicklich, dass er von Theresen komme. Er riss ihn auf.

„Ich reise um neun Uhr. Ihrer Schwester schreibe ich von Florenz aus; für heute entschuldigen Sie mich bei ihr. Leben Sie wohl — für immer. Therese.“

Er sprang sinnlos auf, riss seinen Pelz vom Nagel, kehrte wieder um, weil Florian hinter ihm her schrie, er habe ja keinen Hut auf, und fand sich auf der Strasse wieder. Kein Wagen weit und breit. Die Strassen voll Nebel, nass und grau. Er lief und lief und dachte nichts. Nicht ob er sie noch treffen würde und was er dann sagen wollte, was fragen durfte — nichts. Nur blind und in Todesangst dem Bahnhof zu.

Da stand er unter der weiten Glashalle.

„Der Zug nach Florenz.“

„Nach Verona? andere Seite,“ antwortete man ihm.

Fast taumelnd stürzte er weiter. Da stand die Reihe der Wagen, an ihrer Spitze die Locomotive, die weisses Rauchgewölk zum Glasdach empor flocken liess und jetzt eben

einen gellen Schrei that, der im riesigen Raume widerhallte und Erik's Kniee erbeben machte.

An der Wagenreihe entlang. Da — da sass sie, gerade schloss der Schaffner die Thür.

Sie war so bleich wie er. Sie starrten sich an, athemlos, stumm.

„Therese," stammelte er.

Sie schloss die Augen.

Noch eine Minute. Eine Minute, um über ihr ganzes künftiges Leben zu entscheiden. Er rang nach einem Wort, aber seine Lippen bebten, und er konnte nicht sprechen. Durch die hülflose Noth zuckte jäh ein rettender Wunschgedanke. Wenn sie noch bliebe! Wenn ihnen noch eine Frist gegeben wäre, zu erkennen . . .

„Bleiben Sie," stammelte er wieder. Sie schüttelte das Haupt. Vor ihren Augen war es dunkel. Er wagte es auch in dieser Minute der Todesangst nicht zu rufen: Ich liebe Dich! Oder verstand er, dass sie entfloh, um dies Wort nie von ihm zu hören?

Wieder gellte ein Pfiff durch die Halle. Ein Ruck. Der Zug setzte sich in Bewegung. Therese streckte die Hand heraus. Der Mann fasste sie kurz und heftig und liess sie fahren. Und dann stand er und sah entgeistert dem

Wagen nach, in dessen Ecke ein weinendes Weib zusammenbrach.

Die Minute der Entscheidung war verstrichen; es war aus, hoffnungslos und für immer.

Einst hatten sie Täuschung für Wahrheit genommen und jetzt Wahrheit für Täuschung. Das Glück hatte an ihrem Wege gestanden, aber sie hatten nicht den Muth gehabt, ihm in's Antlitz zu sehen, und ohne es zu erkennen waren sie vorbeigegangen. Auf solchen Fehlwegen aber giebt es keine Rückkehr.

DER GUTE PHILIPP.

Ein grosser, überschlanker Mann stand vor Philipp's Thür und trat sich den Schnee von den Füssen. Der Mann trug einen sehr abgeschabten braunen Paletot mit schwarzem Krimmerkragen, und die Krimmermütze auf dem Haupt spielte schon in graugrüne Farben hinüber. Nun klopfte er.

Da niemand antwortete, drückte er auf die Klinke, fand die Thür unverschlossen und trat auf einen kleinen Vorplatz, der sehr sauber, kalt und fast völlig leer war. Hätte nicht an einem Zeughaken an der Wand ein ungeheuerer Calabreser gehangen, würde der Besucher geglaubt haben, er sei in eine unbewohnte Behausung getreten. Auf diesen Vorplatz mündeten vier Thüren. An einer derselben stand mit einem Pinsel in schwarzer Oelfarbe hingeschrieben das Wort: Atelier.

Helles Pfeifen ertönte aus dem Raum. Der Besucher lächelte. Das kannte er. Ohne anzuklopfen, öffnete er.

„Hab' ich noch das alte Vorrecht?“ fragte er in die Thürspalte hinein und folgte augenblicklich in ganzer Person dieser Scheinfrage.

Mit einem Ausruf der Ueberraschung liess der Bewohner die Linke mit der Palette und die Rechte mit dem Pinsel am Leibe niedersinken.

„Jawohl, ich bin es,“ sagte der Lange. „Bei Dir ist es aber schön warm!“ Und er rieb die in schadhaften wollenen Handschuhen steckenden Hände gegeneinander.

In dem grossen, hellen Raum, in den das Licht des klaren Wintertages durch zwei gardinenlose Fenster fiel, war es in der That behaglich warm; in einem eisernen Ofen knatterte ein Coaksfeuer. An der Hauptwand stand ein mit schwarzem Damast überzogenes Sopha, davor ein Tisch mit sauberer Decke und darauf die Bestandtheile eines Frühstücks. Im übrigen entsprach die Ausstattung des Raumes seiner künstlerischen Bestimmung; ausser einigen Stühlen und einem Farbentisch befanden sich keine Möbel weiter darin. Die Wände waren

mit Skizzen aller Art bedeckt. Auf einer Staffelei stand im Rahmen ein fertiges Gemälde, auf einer anderen zeigte sich eine Leinwand in den ersten Anfängen der Untermalung.

Unter dem Tisch lag ein grosser, braun- und weissgefleckter Jagdhund, der nach dem Fremden blinzelte, ohne seine rosige Schnauze von den gestreckten Vorderpfoten zu erheben.

„Aber wo kommst denn Du her?“ rief Meister Philipp. „Ich denke, Du sitzest in Rom und würdest es in diesem Leben nicht mehr dahin bringen, heimzukehren.“

Der Angeredete streckte einen Fuss um den andern gegen den Ofen; Philipp sah wohl, dass die Füsse in sehr schlechten Stiefeln steckten. Er ging endlich auf seinen Besuch zu, klopfte ihm auf die Schulter, um seine wohlwollende Stimmung anzudeuten, und sagte: „Mach dir's halt bequem!“ Dabei wollte er schon helfen, ihm den Paletot abzuziehen.

„Lass, lass, es ist mein einziger Rock.“

Philipp that einen Pfiff und sah bedenklich an der langen Gestalt empor.

„Dös ist aber a dumme G'schicht,“ bemerkte er, seine kleine breitschulterige Figur

in Betracht ziehend. „A altes Wamsel hätten wir schon, aber es dürfte Dir kaum passen.“

Dann rückte er den Tisch vom Sopha zurück.

„Geh her,“ bat er eifrig, „setz' Dich, ich mach Dir ein' Kaffee. Ein bissel dünn mag er schon ausfallen, ich hab' keinen frischgemahlenen mehr da. Derweil erzählst Du mir.“

Sein freundliches Gesicht glänzte vor Vergnügen, als er dem Kameraden Brot und Wurst hinüberschob.

Philipp war blond, sein Haar etwas lang und sein Vollbart kurz, nach französischer Mode zugeschnitten. Seine grauen Augen leuchteten fast dunkel aus den frischen Farben seines Gesichts. Er trug ein recht beklecktes braunes Sammtjacket und unter dem niedergeschlagenen Hemdkragen eine marineblaue, weisspunktirte Kravatte.

Was für ein Landsmann Philipp war, wusste man nicht genau. Es hies, er sei ein Schwabe oder Baier. Man wusste, dass er in München und in Karlsruhe, in Wien und in Dresden einige Jahre gewesen war; in Rom hatte er mit einigen norddeutschen Genossen enge Freundschaft gepflogen. Nun war er seit einigen

Jahren in der rheinischen Stadt ansässig, und da er sich mit seinem Talent überall daheim fühlte, hatte er sich hier bald glücklich eingenistet.

In seinem wunderlichen Deutsch, das aus verschiedenen Dialekten gemischt und ganz eigentlich Philipp's Sondersprache war, fragte er nun den Langen nach woher und wohin.

Der Lange ward ganz sentimental, als er diese Sprache wiederhörte. Ein Philipp mit einem correcten, einheitlichen Deutsch — das wäre kein Philipp mehr gewesen.

„Am meisten, mein alter Boretius, muss ich's anstaunen, woher in aller Welt Du's im Stande warst, die weite Reise zu zahlen."

„Davon nachher," erwiderte Boretius kauend. Sein mageres, blasses Gesicht bekam schon einen Schein von Wärme und Freudigkeit. „Erst erzähle Du mir. Es geht Dir gut? Du denkst hier für immer zu bleiben? Ist die ganze Wohnung Dein? Dann bist Du wohl verheirathet?"

„Noch nicht," antwortete Philipp. „Die Wohnung ist freilich mein. Ich will sie Dir zeigen."

Mit freudigem Stolz schritt er voran. Dem

Atelier zunächst befand sich ein grosses, leeres Zimmer; aber an den Wänden hingen viele schöne Bilder in glatten, vergoldeten Rahmen.

„Die Rähme hab ich mir selber gezimmert und vergoldet. Siehst Du, die Copie von der Tizian'schen ‚Kreuzabnahme' hat mir der Meyer-Waldau geschenkt. Das rothe Plüschsopha soll darunterstehen. Die Dora ist so für rothen Plüsch — na, und da hab' ich halt nach'gebn, obschon ich a bunte Decken malerischer gefunden hätte. Das da ist mein erstes Bild; die Dora besteht darauf, dass es im Salon hängen soll. Der Dora ihr Schreibtisch kommt darunter. Die Dora schreibt zwar nimmer, aber das herzige Mädel hat von klein an einen Schreibtisch geträumt, wann's a mal heirathen thät."

Philipp öffnete die nächste Thür. In einem nicht minder leeren Zimmer stand eine Anzahl von Holzplatten an die Wand gelehnt. Sie waren bemalt und zeigten eine Abundantia.

„Schau, das ist unser Speiszimmer. Die Abundantia kommt über dem Büffet von Eichenholz, und für den Credenztisch mal' ich noch einen Bacchus. Das da sind zwei Surportes — hübsch, was, all die Früchte und Blumen?"

„Und das ist das Schlafzimmer," sagt er, ein drittes Zimmer öffnend.

In diesem standen zwei leere Bettstellen und drei Stühle. Die Betten waren hellgrau lackirt und mit Amoretten zwischen Blumengewinden bemalt.

„Derweil schlaf ich noch in der Küchen auf einer Feldbettstelle," sagte Philipp und schloss die Thür.

„Dora — ist das Deine Braut? Ihr heirathet wohl in diesen Tagen?" fragte Boretius. Er erwog, ob dieses Ereigniss den Freund nicht etwa hindern werde, seine, des Boretius, Wünsche zu erfüllen.

„Ach nein," sagte Philipp, während sie ins Atelier zurückgingen, „wir müssen halt vielleicht noch warten. Aber man gewöhnt sich ans Warten — wir warten schon drei Jahre. Immer wenn ich ein Bild verkauft hab', wird eine Kleinigkeit angeschafft. Na, und ich mach derweil unser Nest traulich und hübsch; Du hast ja g'sehn. Sind das nicht Wände, deren sich kein Fürst zu schämen brauchen thät?"

„Das Mädchen muss Dich sehr lieb haben," bemerkte Boretius.

„Dös will ich meinen, gelt, Lump?" sagte

Philipp und neigte sich zu dem Hunde nieder, den Kopf desselben krauend. „Das soll ein Leben werden, wenn wir drei erst immer beisammen sind!“

Boretius besah sich unterdess des Freundes Skizzen. Es waren lauter Vorstudien zu längst verkauften Bildern. Dem Langen war es, als habe er sie schon alle irgendwo gesehen. „Der Förster und sein Hund“; „Treue Freunde“ (der Hund, mit dem Waldhüter aus einem Napfe essend); „Gute Vorbedeutung“ (dem ausziehenden Jäger begegnet ein reizendes Mädchen); „Weltliche Reminiscenzen“ (ein dicker, gemüthlicher Mönch fasst einem hübschen Mädchen in harmlosem Wohlgefallen unters Kinn). Ja, Boretius kannte das alles.

Der gute Philipp, er malte Allerweltsbilder, aber er malte sie nett, gemüthvoll, lebenstreu. Er war kein führender Geist, nicht einmal ein zweifelnder Geist. Seine Seele war voll Behagen, Lebensfreude und freundlichen Lichts.

„Was bekommst Du für so ein Bild?“ fragte Boretius.

Philipp lachte.

„Na, der Defregger und der Grützner be-

kommen andere Preise. Die haben nun einmal den Namen. Aber so ein paar hundert Mark zahlt mir der Händler schon. Die Sachen gehen viel nach Amerika. Neulich wollt' mir Meyer-Waldau aufbinden, drüben passirten meine Bilder als Defreggers und würden so bezahlt. Aber so was Schändliches kann man nimmer glauben."

„Wie Du aber doch glücklich bist! Du hast eine auskömmliche Existenz" . . .

„Na ja, Schulden machen thu ich keine."

„Du siehst vor Dir das Ziel einer traulichen Häuslichkeit. Aber ich" . . .

„Also nun los!" rief Philipp, zur Beichte ermunternd, „aber ich arbeite dabei."

Während sein Pinsel flott eine Farbenskizze hinsetzte, erzählte Boretius eine lange, traurige Geschichte. Wie er sich in Rom kümmerlich durchgeschlagen mit dem gelegentlichen Verkauf kleiner Copien in den Galerien, wie ihm zu eigenen Werken selbst die Mittel zum Ankauf des Materials, zum Bezahlen des Modells gefehlt hätten. Und dabei brannte in seinem Hirn der Plan zu einem grossen Historienbild, das, stände es einmal auf der Leinwand, seinen Ruhm mit einem Schlage begründen

müsse. Ohne die deutschen Genossen wäre er Hungers gestorben. Dann war ein Brief gekommen von seiner alten Mutter. Die fühlte sich krank, dem Sterben nahe und wollte den einzigen Sohn noch einmal umarmen. Er erinnerte sich, wie die alte Frau ob seiner Künstlerlaufbahn gejammert, wie sie widerstrebt und gebeten hatte, er möge ein nährhaftes Handwerk erlernen. Damals hatte er sie getröstet mit dem Hinweis auf reiche Malerfürsten; heute konnte er ihr nicht einmal so viel Unterstützung zuwenden, wie er's als fleissiger Tischlergesell etwa im Stande gewesen wäre. Aber er hatte beschlossen, und sei es als Bettler, die Reise von Rom nach der kleinen Stadt im Norden zu unternehmen. Als er von dort ausgezogen war, hatte ihm die Mutter ihre Lebensersparnisse im Betrage von achthundert Mark mitgegeben. Jetzt schenkte ihm ein wohlhabender deutscher Bildhauer das Reisegeld bis Florenz. Dort fand sich wieder ein Wohlthäter, der ihn einige Tage speiste und eine Fahrkarte nach Mailand kaufte. Und so war er hierher gelangt, von Station zu Station. Wenn nun Philipp ihm etwas Geld geben wolle oder gar das Vertrauen in ihn setzen

möchte, ihm fünfhundert Mark zu leihen, so wolle er seine Mutter besuchen und dann nach Berlin gehen, wohin er gewichtige Empfehlungen habe. Ein bekannter Meister habe versprochen, ihn bei der Herstellung eines Panoramas zu beschäftigen, und da könne er zunächst verdienen, zurücklegen, Eigenes malen und seiner Mutter noch die letzten Lebensmonde erleichtern.

Philipp war ausser sich vor Kummer und Mitleid. Besonders die Mutter rührte ihn tief. Er nickte dem Bildniss seiner weisshaarigen alten Mutter zu, das über dem Sopha hing und von Dora mit einem Kranz künstlicher Epheublätter verziert war.

„Du hast Pech, mein Alter," sagte er. „Ich habe vollständige Ebbe in der Kasse, und wenn die G'schicht' mit dem Kuhlmann auch zum Klappen kommt — das Geld ist schon eingetheilt, bis auf den letzten Batzen."

„Wer ist Kuhlmann?"

„Mein Kunsthändler. Hab ihm vor vier Wochen ein Bild hingetragen, weisst Du, so was fürs Gemüth. ‚Der einzige Leidtragende' heisst's, ein Begräbniss, kahl und arm und ausser den Trägern und Todtengräbern niemand als ein Hund, der die Erde wiederaufkratzt,

welche der Todtengräber hinwirft. Ich sag' Dir: Seele hat das Hundel in den Augen, mehr als mancher Mensch.“ Dabei nickte er seinem Hund zu, welcher ihm bei allen Gelegenheiten Modell stand, wo einer seines Geschlechtes in Frage kam.

„Nun und dieses Bild?“ fragte Boretius.

„Eine Dame ist kommen und hat sich schier in das Bild verliebt. Sie sei eine Wittib, meint der Kuhlmann, und habe auch niemand auf Erden als ein paar Hundel. Es war nur gut, dass ich nicht gegenwärtig gewesen bin, ich hätt' das Bild der Dame halb geschenkt. Aber der Kuhlmann hat sich die Stimmung von der armen Person zu nutze gemacht und hat fünfzehnhundert Mark gefordert.“

„Mensch! Philipp! Dann wärst Du ja ein Krösus. Gieb mir einen Bruchtheil davon, und Du rettest einer Mutter den Sohn und der Kunst einen fähigen Menschen!“ rief Boretius.

Philipp hörte zu malen auf. Er sah gedrückt aus. Er schämte sich vor dem Collegen, so viele Bedürfnisse und Verpflichtungen zu haben.

„Am ersten muss ich Miethe zahlen, das macht zweihundertfünfzig Mark. Und dann

hab' ich's der Dora und mir geschworen, dass ich diesmal gewisslich die Möbel kaufen will. Dora hat die drei Jahre lang genäht und gespart, und der Leinenschatz sei fertig, sagt sie gestern noch. Es fehlen nur die Möbel. Na, und die sind an mir. Weisst Du, voriges mal ging es nicht," erzählte er zutraulich, „da hatte dem Meyer-Waldau seine Frau Zwillinge bekommen und war nachher so krank, das kostete mehr, als der arme Kerl verdienen konnte. Na und man kann doch seinen Nächsten nicht verkommen lassen und für sich selbst theuere Möbel kaufen."

Boretius legte seine Hände vor sein Gesicht.

Er sah es ein: seinetwegen konnte Philipp nicht die Braut abermals warten lassen.

„Dora ist sin Kernmädel," erzählte Philipp weiter, „die zöge zu mir so, wie es ist, und wenn's ihr auch weh thun möcht' im kleinen guten Herzchen, sie verzichtete auf alle die hübschen Sachen, von denen wir alleweile geträumt haben. Aber sie hat 'ne Mutter, eine brave Frau, furchtbar rechtschaffen, ordentlich, sauber — die hält auf sich und Dora. Und wenn ich nicht zufällig so ein Mensch wär', dem seine Mutter schon ang'wöhnt hat, dass

Schulden und Liederlichkeit den Menschen schimpfiren, sei er Künstler oder Bürger, so hätt' ich die Dora nimmer bekommen. Allemal wenn ich nun meine Hand nicht so fest zumachen kann, als die gute Frau es für gescheidt hält, wirft sie mir vor, ich hätt' eben keine recht Lieb' zur Dora. Gelt, Lump, das ist verrückt?" sprach er zum Hunde, „wir lieben unsere Dora über alles."

Der Hund wedelte kurz mit seinem glatten Schweif.

Als Philipp sich aber zu ihm herabgebeugt hatte, waren ihm gerade die zerrissenen Stiefel von Boretius in die Augen gefallen.

Das that weh — und wie abgezehrt der arme Kerl war! Philipp wusste, es hatte nur am Pech, am schauderhaftesten Pech gelegen und nicht am Leichtsinn, dass Boretius nichts wurde.

Als sie so noch schwiegen, klopfte es, und ein kleiner, freundlicher Herr mit grauem Haar und einer goldenen Brille, über die er hinwegsah, trat eilig ein.

„Was sagen Sie, die Wittwe ist besiegt! Der ‚Leidtragende' ist verkauft! Hier ist das Geld. Habe unterwegs das Glück gehabt,

Fräulein Dora zu treffen, und ihr die Botschaft gleich verkündigt," berichtete Herr Kuhlmann.

„Hurrah!" rief Philipp und machte einen turnerischen Schwung an der Lehne eines Stuhles, die er mit beiden Fäusten umklammert hielt. Dann hob er den Stuhl und setzte ihn mit einer kühnen Schwenkung gerade vor Herrn Kuhlmann hin.

Dieser lächelte und wollte sich nicht erst setzen. Mit einem Seitenblick auf den armseligen Gast fragte er, ob er das Geld auszahlen oder für Philipp deponiren solle.

„Auszahlen!" jubelte Philipp. Das baare Geld für seine Arbeit zu sehen, machte ihm stets eine kindliche Freude.

Dann stellte er vor:

„Mein Freund Boretius, ein sehr begabter Maler. Wer weiss, die Herren treten auch noch 'mal in Geschäftsverbindung."

Herr Kuhlmann beobachtete eine kühle Zurückhaltung gegen Boretius, und dieser war befangen und schweigsam.

Als der Kunsthändler wieder gegangen war, entstand eine schwüle Pause. Die offene Harmlosigkeit von vorhin war verschwunden.

Das Geld auf dem Tisch war der störende, unheimliche Dritte geworden.

„So will ich denn gehen," sagte Boretius leise und stand auf.

„Nimm," bat Philipp stotternd, „es genügt gewiss, deine Mutter zu besuchen und von da nach Berlin zu kommen."

„Nein," sprach der Lange, während sich eine Thräne von seiner Wimper löste, „ich will Dir nichts nehmen. Nicht einmal diese fünfzig Mark. Sie helfen mir auch nicht — also behalte sie. Meine Mutter ist so arm, dass ich nicht einmal einige Tage bei ihr sein kann, wenn ich nicht selbst für meine Ernährung zu sorgen vermag. Auch die Reise nach Berlin nützt mir nichts, wenn ich nicht so viel habe, um mich ordentlich zu kleiden und mindestens vierzehn Tage zu leben, bis ich erst bei dem Professor gearbeitet habe."

„Aber was willst Du denn anfangen?" rief Philipp, voll Angst um das Schicksal des Armen.

„Ich weiss nicht. Sehen, ob man mich irgendwo als Boten, als Hausknecht, als Portier nimmt — ohne Kleider, ohne Zeugniss," sagte er leise. „Leb' wohl!"

In Philipp's Kopf ging es bunt her.

Er rechnete, und rechnen war bisher immer seine schwache Seite gewesen.

Wenn Dora auf das Eichenbüffet verzichtete, wahrhaftig, es ginge vorerst auch ohne ein solches. Und das neue braune Sammtjacket, das er sich für den Ehestand zulegen wollte — Dora schwärmte für Sammtjackets und konnte sich einen Maler nicht ohne ein solches denken — ja, das konnte auch noch bleiben. Wenn nur Geld da war für den Schreibtisch, das Sopha und Tische und Stühle. Dora war ein gutes Mädchen mit einem Herzen voll Mitleid — sie würde begreifen.

„Warte," sagte Philipp mit rothem Gesicht, „ich hab mir's überlegt. Ich kann Dir doch fünfhundert Mark geben. So ein Büffet kauf' ich der Dora vom nächsten Bild. Und wann's Dir glückt, dass Du Dir mit dem Geld eine Existenz gründen kannst, nachher bin ich glücklich. Das ist wichtiger als ein Eichenbüffet — ja das ist es. Und vielleicht," schloss er zögernd, als wolle er eine ungehörige, unbescheidene Bitte vortragen, „vielleicht kannst es mir mal wiederzahl'n das Geld. Ich seh's

beim Meyer-Waldau, in der Ehe braucht man manchmal einen Nothgroschen.“

Boretius fiel dem guten Burschen um den Hals.

„Du bist eine goldene Seele!“ rief er, „und so wahr ich noch in all meiner Misère ein anständiger Kerl geblieben bin, hungern und darben will ich, um Dir Dein Geld zurückzuerstatten!“

Philipp lachte, aber in seinen Augen standen dicke Thränen. Er war so glücklich, dass er mit keinem Menschen auf der ganzen, weiten Welt getauscht hätte.

„Jetzt werd' ich aber fortmachen. Die Dora wird schon auf mich warten. Mach Dir's hier derweil bequem.“

Boretius versicherte, dass ihm nun der Boden unter den Füssen brenne, und dass er sofort zur Bahn wolle, um keine Stunde Zeit zu verlieren. Dies war Philipp im Grunde lieb, denn er war so beschäftigt mit dem Gedanken an Dora und die Einkäufe, die heute noch gemacht werden sollten, dass er sich die Zeit für den alten Freund hätte abringen müssen. So steckte er ihm denn die Taschen voll Brot und that den Rest Wurst hinzu, schenkte ihm noch

ein altes Plaid und athmete glücklich auf, als Boretius zur Thür hinausstolperte. In seiner Seele herrschte die zufriedene Leichtigkeit, die jeder empfindet, der eine störende Angelegenheit schön und gut zu Ende geführt hat.

Eben langte Philipp seinen Calabreser vom Haken, um zu seiner Braut zu eilen, als die Hausthür sich zum dritten mal an diesem Morgen aufthat. Diesmal war es aber der freudigste Besuch: Dora selbst mit ihrer Mutter. Das rundliche, braunäugige Mädchen lachte über das ganze Gesicht. Ein Duft von Kälte und Frische umwehte sie, und Philipp fiel ihr gleich um den Hals, während die Mutter noch vom Saum ihres Kleides die Schneespuren entfernte.

Aus dem Atelier kam Lump, der Hund, gestürzt und umtobte Dora mit Sprüngen und Gebell.

„Wir bringen Kälte mit, lieber Schwiegersohn," sagte Dora's Mutter.

„Ah, das thut gut," meinte Philipp und umarmte Dora noch einmal.

„So ist es wahr? Der ‚Leidtragende' verkauft? O, wie bin ich glücklich! Jetzt können wir heirathen, heirathen!" jubelte Dora.

„Kommt doch nur herein!“ mahnte Philipp.

„Ja, ja, das Atelier kältet ganz aus,“ sagte die Mutter mit dem sorglichen Respect der sparsamen Hausfrau vor der theuern Feuerung.

Die Mutter war auch mittelgross und rundlich wie die Tochter, nur dass ihre Fülle längst in die Breite gegangen war. Ihre noch dunkeln Haare lagen glatt gescheitelt an den Schläfen, darüber thronte ein Hut von schwarzem Sammt, mit Stiefmütterchen verziert, unter dem fleischigen Kinn stand die lila Hutbandschleife steif gespreizt. Frau Mühler hielt einen ungeheuern Bisammuff in den Händen, und ihr grosser, dicker Wintermantel war auch ein gediegenes Kleidungsstück, das schon seine zehn bis fünfzehn Jahre die Besitzerin mit immer neuem Stolz erfüllt hatte.

Dora knüpfte ihr knappes Jäckchen ein wenig auf und legte das Ottermützchen, ein Geschenk Philipp's, auf den Tisch.

„Also fünfzehnhundert Mark!“ rief sie.

„Kuhlmann's zehn Procent gehen davon ab,“ erinnerte Philipp.

„Bleiben aber noch eintausenddreihundertundfünfzig! O Schatz, wir gehen gleich einkaufen, nicht wahr? Und Mama geht mit uns,

damit wir nicht zu übermüthig werden. Nun bekomm' ich den kleinen Schreibtisch aus dem Möbelmagazin von Erkner Söhne!"

Dies Magazin war das vornehmste Ausstattungsgeschäft der Stadt, sein Inhalt der Gegenstand scheuer Bewunderung aller kleinen Bürgermädchen; einmal dort etwas kaufen zu können ein berauschender Gedanke.

„Hör' mal, lieber Philipp, am Ende nehmen wir doch keinen rothen Plüsch, weil Du es nicht magst. Mama sagt, vielleicht kann man eine Garnitur kaufen aus einem Umzug oder Gant — solche Gelegenheiten kommen vor."

„Alles, wie Du willst, mein Engel," sagte Philipp, der vor Liebe und Glück gar keinen Willen mehr hatte.

„Und denke Dir, wie gut Mama ist! Sie hat seit drei Jahren heimlich gespart — weisst Du, deshalb hat sie keinen Zucker im Kaffee genommen! Deshalb wollte sie sich keinen Sommerumhang gönnen! Sie hat alles in eine Büchse gethan, und nun reicht es zu den Küchengeräthen."

Dora wurde wieder gerührt davon, als sie es erzählte. Auch Frau Mühler holte ein reines,

noch zusammengefaltetes Taschentuch aus dem Muff und wischte sich eine Thräne aus dem Auge.

Philipp streichelte ihr die Wangen. Ja, die gute, liebe Frau!

„Dafür wollen wir Mama auch die schönsten Sachen kochen, wenn sie zum Besuch kommt,“ meinte er.

„Kinder,“ sagte Frau Mühler noch mit ergriffener Stimme, „wir müssen aber von vornherein ein Sümmchen zurückbehalten für die Kosten der Trauung und euere nothwendigsten Lebensbedürfnisse in den ersten Wochen. Eine kleine Hochzeit kann ich geben, auch kann ich noch Dora die Speisekammer ein bischen füllen, aber mehr vermag ich nicht.“

„O, wir brauchen fast nichts,“ versicherte das Brautpaar. Und Philipp fügte hinzu, dass er nun noch einmal so viel und so schnell arbeiten wolle.

„Spare in der Zeit, so hast Du in der Noth, sagte mein Seliger. Als Wittwe eines Cassenbeamten kenne ich das nicht anders,“ bemerkte die Schwiegermama mit Bedacht. „Wir wollen lieber erst eine Aufstellung machen, bevor wir in die Läden gehen.“

„Ja ja, das wird am besten sein,“ sagte

Philipp. Da er weder ein Stück Papier noch eine Feder fand, nahm er ein Stück Kohle und eine leere, aufgespannte Leinwand.

Frau Mühler, die mit ihrer dicken Kleidung an der Sophaecke mehr lehnte als in ihr sass, begann zu dictiren. Dora hatte ihre Hände auf Philipp's Schultern und ihre Wange an der seinen, während sie hinter ihm stand. Lump hörte andächtig und schweifwedelnd zu.

„Miethe zweihundert und fünfzig Mark. Kohlen“ . . .

„Kohlen habe ich in dem Verschlag hinter der Küche noch für zwei Monate gewiss genug,“ sagte Philipp stolz, worüber seine Schwiegermutter eine liebevolle Aufwallung für ihn fühlte.

„Kosten der standesamtlichen und kirchlichen Trauung nebst Ausgaben für Kleinigkeiten zum Anzug, Wagen, für dies alles müssen Sie hundert Mark ansetzen, lieber Philipp. Das sind dann gerade dreihundertundfünfzig Mark. Von den verbleibenden Tausend werden dreihundert Mark blank und baar in der Tasche behalten. Und wenn Ihr auf das Eichenbuffet verzichtet, was Ihr Euch später immer noch einmal anschaffen könnt, seid Ihr im Stande,

für siebenhundert Mark Euch die nöthigen Möbel sehr hübsch zu beschaffen; Betten hat Philipp ja schon voriges Jahr machen lassen.“

„Gewiss,“ rief Dora freudig, „was liegt schliesslich an dem Buffet! Es ist viel hübscher, man schafft sich alles nach und nach an.“

Philipp's Hand zitterte. Eine Blutwelle schoss ihm, von einem heftigen Schrecken erzeugt, heiss ins Gesicht.

Von den siebenhundert gingen noch die fünfhundert an Boretius gegebenen ab, und dann blieben nur armselige zweihundert Mark.

„Was ist Ihnen, Philipp?“ fragte Frau Mühler. Ihre runden braunen Augen öffneten sich weit in einem Schreckensgedanken, den sie aber nicht aufkommen lassen wollte.

„Es ist nur,“ stotterte Philipp, „vorhin — ein Freund von mir im schrecklichsten Elend“ —

„Und Sie gaben ihm etwas?“ fragte die Mutter streng.

Philipp nickte.

„Wie konnte er auch einen Unglücklichen ungetröstet weggehen lassen in einem Augenblick, da er selbst so glücklich und so wohlhabend war!“ sagte Dora, den Geliebten vertheidigend.

Philipp presste dankbar die kleine treue Hand.

„Wie viel haben Sie denn gegeben?“ fragte die Mutter, indem sie beschloss, dass Dora ihm später immer sofort alles Geld abnehmen solle, was er verdiene.

„Ein Almosen konnte ihm nicht helfen. Mit einem Darlehn von mir kann er sich eine Existenz gründen.“

„Wieviel?“

„Fünfhundert Mark.“

Dora schrie auf. Dann entstand eine schreckliche Stille, die allmählich durch Dora's beginnendes Schluchzen unterbrochen ward.

Philipp kam sich wie ein Verbrecher vor. Er kniete vor Dora nieder, die auf einem Stuhl an der Wand sass und herzbrechend weinte.

„Vergib mir!“ flehte Philipp. „Ich hatte es nicht so berechnet, wie ich nun höre, dass es hätt' sein müssen. Vergib mir! Aber sieh doch — ich konnte auch einen talentvollen Menschen nicht umkommen lassen. Ich war seine einzige Rettung.“

„Man kann aber nicht alle Menschen retten, die am Umkommen sind,“ schluchzte Dora, und ihre Stimme klang bitter, „zumal

wenn man selbst so arm ist. Du liebst mich nicht, sonst hättest Du endlich an mich und nicht an andere gedacht!“

„Dora, das sag' nicht! Grad' das eine nicht! Ich lieb' Dich mehr als die Welt und mein Leben,“ rief Philipp.

„Dora hat Recht,“ begann die Mutter. Sie hatte sich erhoben, und ihr Gesicht war ganz fahl.

„Wissen Sie, was Sie sind? Ein leichtsinniger Mensch, der nie zu etwas kommen wird. Gott sei Lob und Dank, dass mir noch zur rechten Zeit die Augen aufgehen. Sie wären im Stande, jedem Hergelaufenen was in die bettelnde Hand zu stecken und darüber Weib und Kind in Elend verkommen zu lassen!“

„Mama,“ stammelte Philipp, „Sie thun mir unrecht!“

„Schweigen Sie,“ rief die Frau, von der Grösse und Gerechtigkeit ihres Zornes übermannt, „es ist, wie Dora sagt: Sie lieben sie nicht. Sonst hätten Sie bedacht, dass mein Kind seit drei Jahren geduldig auf Sie wartet, dass sie Ihretwegen die besten Versorgungsheirathen ausgeschlagen hat. Jedes Vergnügen haben wir uns seit drei Jahren versagt, gespart haben wir oft am Nöthigsten, nur um die Aus-

steuer beschaffen zu können. Und Sie — wenn Sie eine Einnahme hatten, haben Sie das Geld, anstatt es für Dora zurückzulegen oder für die Einrichtung zu verwenden, Ihren sogenannten Freunden gegeben. Immer haben wir still geschwiegen, sogar noch, als Sie dem Meyer-Waldau von Ihrem vorigen Bilde die Hälfte gaben. Wenn der Mann seine Frau und seine Kinder nicht ernähren konnte, ist es dann Ihr Amt, alle zu versorgen? Nun ist es aber genug. Mehr als drei Lebensjahre sollen Sie meinem armen Kinde nicht rauben. Komm, Dora!“

„Dora,“ rief Philipp und umklammerte das Mädchen, welches sich mit gefasster und strenger Haltung erhob, „es kann Dein Wille nicht sein, mich zu lassen!“

„Mutter hat Recht,“ sagte Dora fast unhörbar. „Ich sehe es ein, Du bist nicht der Mann, an den ich mich binden darf. Ich werde Dich ewig lieben — heirathen kann ich Dich nicht!“

Sie weinte von neuem.

Philipp hätte toben, die Möbel zerschlagen, sich selbst verletzen mögen. Eine ungeheuere Wuth bemächtigte sich seiner.

„Ja, sie hat Recht,“ schrie er, „ich hab

aber auch Recht. Ich kann meinen Nächsten nicht umkommen lassen! Das steht schon in der Bibel, dass ich meinen Mantel theilen soll mit dem, der keinen hat.“

„Wenn Sie das für Ihre Hauptpflicht hielten, hätten Sie keine Braut nehmen dürfen. Solches Theilen ist für Leute, die gar keine andern Pflichten haben,“ sprach Frau Mühler mit kalter Fassung.

Der Zorn über ihn war in diesem Augenblick noch stärker als das Mitleid mit ihrem armen Kinde.

„Habt Geduld mit mir,“ bat Philipp, der ganz verzerrt und erschreckend bleich aussah, ‚ich will lernen, mein Mitleid niederschlucken, und die Faust zumachen. Noch einmal habt Geduld.“

Dora schüttelte muthlos das Haupt.

„Soll denn eine Gutthat mein Leben vernichten?“ stammelte er.

„Man muss nicht jede mitleidige Schwäche für eine Gutthat halten,“ bemerkte die Frau. „Eine Gutthat wäre es gewesen, Ihre Pflicht an Dora zu erfüllen.“

„Und wenn man nachher den armen Bo-

retius gefunden hätt' an der Landstrassen, erfroren und verhungert?“ fragte Philipp.

„Das wäre schrecklich gewesen, aber Ihnen hätte man's doch nicht in die Schuhe schieben können. Sind Sie denn verantwortlich für alle, die an der Strasse verkommen?“

„So soll ich zuschaun als kalter Egoist, wenn ich Jemand in Noth sehe? Und wenn ich selbst einmal so 'neingerath'?“

„Ach was,“ schloss die Frau den unfruchtbaren Streit, „auf spitzfindiges Disputiren kann ich mich nicht einlassen. Ich bin nur eine einfache Frau, aber das weiss ich: es reut mich, dass ich mir drei Jahre keinen Zucker gegönnt habe.“

Damit ging sie nach der Thür zu. Dora folgte ihr mit gesenktem Haupt, das weinende Gesicht im Tüchlein verborgen.

Philipp hielt sie am Kleide fest.

„Sag mir doch ein gutes Wort — Du, mein Herzensschatz — hast Du mich denn nicht ein bissel mehr lieb?“

Dora erhob ihr Gesicht und sprach leise zwischen Schluchzen:

„Es mag schon sein, dass Du nicht anders kannst als geben, immer geben, und dass Dein

Herz zu weich ist zum Neinsagen. Aber das ist nun in drei Jahren zum fünften mal, dass Du die Gelegenheit versäumt hast, etwas für unsere Heirath zu thun. Ich fühl's: die Mutter hat Recht. Ein Ende muss sein."

„Dora," rief Philipp, „habe noch Geduld, noch ein Jahr! Warte auf mich; dann komme ich zu Dir, die Hände voll Gold, dies Nestel voll und übervoll von hübschen Sachen für mein Weiberl!"

Dora weinte stärker. Ach, sie konnte nicht mehr glauben und hoffen.

„Wir können nichts versprechen," sagte die Frau.

Und Philipp musste es ansehen, ohnmächtig und jammervoll, dass sie gingen, die Mutter im Zorn, die Tochter — noch schlimmer — in ergebener Muthlosigkeit.

Philipp fiel in die Kniee und legte sein Haupt an die Tischkante; er weinte.

Der Hund stand vor der Thür, durch welche die Frauen gegangen waren, und bellte ihnen nach. Allmählich verlor sich sein Gebell in Knurren. Er kam mit zögernden Schritten zu seinem Herrn heran und stiess mit seiner Schnauze an dessen Arm.

Philipp stand auf, setzte sich in die Sophaecke und nahm den Hund zwischen seine Kniee. Während er dem Thier den Kopf kraute, wobei dieses ihn andächtig und ernsthaft ansah, versuchte er nachzudenken.

Ach, Philipp war kein Philosoph. Er konnte sich nicht über das Geschehene mit einigen schönen und tiefsinnigen Gedanken hinweghelfen. Wo die Pflichten der Barmherzigkeit anfingen und aufhörten, vermochte er nicht zu erkennen. Er gab einerseits Dora's Mutter und Dora ganz und gar Recht. Es war zum Verzweifeln, wie recht sie ja in Wort und That hatten. Aber anderseits hatte doch auch er Recht und hatte gut und christlich gehandelt. Wenn man die Mittel hat, Jemand auf den Weg zu helfen, soll man's thun. Und wenn die Hergabe dieser Mittel einem selbst kleine Opfer auferlegt, hat man desto grössere Herzensfreude daran. Zum Kuckuk auch, das sind schöne Wohlthaten, die so bequem sind, dass man sie nicht an sich selbst spürt!

Aber freilich, die Dora, die so treu auf ihn gewartet hatte, hätte allem vorgehen müssen.

So war es wirklich möglich, dass sein

braunes, lustiges, rundes Mädel nie in diesem Hause als kleine Frau walten sollte?

Der Jammer, der von neuem über ihn hereinbrach, lichtete sich plötzlich durch einen freudigen Entschluss.

Philipp hatte in seinem ganzen Leben die Dinge nicht länger als ein Stündchen düster angesehen.

Er wollte arbeiten wie ein Rasender. Dann, nach einem Jahr oder nach Monaten schon, wollte er als kleiner Krösus vor Dora hintreten. Dass seine Dora warten würde, dessen war er gewiss.

Und er sprang auf und stürzte sich förmlich auf Pinsel und Palette. Nach wenigen Minuten klang wieder, wie heute früh, bevor Boretius gekommen war, lustiges Pfeifen durch den Raum.

Ob Dora gewartet hatte? Man sah sie lange mit bleichen Wangen umhergehen; dann allmählich erholte sie sich und schien frischen Muthes.

Ob sie wohl wusste, dass Philipp eine übermenschliche Thätigkeit entwickelte? Dass er in wenigen Monaten zwei grosse Bilder gemalt hatte, konnte sie in den Schaufenstern

des Herrn Kuhlmann sehen, wenn sie wollte; dass ihm die Ausschmückung eines grossen Bierpalastes mit Scenen aus dem bairischen Gebirgsleben übertragen worden war, konnte sie in der Zeitung lesen.

Vielleicht wartete sie da auf ihn, denn solcher Auftrag musste viel Geld bringen. Vielleicht hatte sie aber auch gehört, dass Philipp für einen guten Freund Bürgschaft geleistet, und dass er für den Zahlungsunfähigen fast seinen ganzen Verdienst hergeben musste. Philipp war deshalb genöthigt, eine kleinere Wohnung zu nehmen.

Aber die Leute sagten, dass Philipp guter Dinge sei und sich vorgenommen habe, bei seinem nächsten Verdienst weder Bürgschaft zu leisten noch Geld herzuleihen.

Leider starb aber sein Freund Meyer-Waldau just zu der Zeit, als Kuhlmann wieder ein Bild von Philipp verkauft hatte. Die arme Wittwe war völlig mittellos mit ihren Zwillingen. Und es ging gerade wieder zum Winter. Das Elend liess sich gar nicht ausdenken, und Philipp dankte Gott, dass er gerade helfen konnte.

Wenige Tage nachher las Philipp in der

Zeitung, dass Fräulein Dora Mühler sich mit dem Brauereibesitzer Wilhelm Meier verlobt habe: ein alter Bewerber von ihr, den sie einst nicht ausstehen mochte.

Mit derselben Nachricht kam merkwürdigerweise ein Brief von Boretius mit den fünfhundert Mark. Boretius hatte eine einträgliche Beschäftigung gefunden, konnte seine Mutter unterstützen und hoffte bald zu eigenem Schaffen zu kommen.

Philipp weinte nicht, er raste nicht. Er sass still, ganz still und starrte vor sich hin. Vor seinem Geist standen die braunen, lieben Augen und der lachende Mund, den er so gern geküsst hatte — o, so oft und so innig.

Philipp dachte nach, wie das Alles so gekommen war, und wie ein Pendel gingen in seinem schmerzenden Hirn die Begriffe hin und her: schwach — gut — schwach — gut.

So sass er lange, lange. Der Hund sah ihn immer an.

Und mit einmal zuckte das Thier zusammen: über das traurige Gesicht seines Herrn war eine Thräne gerollt und auf des Hundes Schnauze niedergefallen.

Da drängte das Thier seinen Kopf näher an die Brust seines Herrn.

„Ja, Lump,“ murmelte Philipp, „nun müssen wir unser Leben lang allein hausen. Wir haben keine Finger, was festzuhalten — weder 's Geld noch die Lieb'.“

FARBLOS.

Der junge Boshardt stand in seinem Atelier und sah mit unklaren Blicken auf eine Kiste hinab, die, flach auf dem Boden, geöffnet vor ihm lag.

Die beiden nordwärts, drei Treppen hoch im Hinterhause belegenen Zimmer waren gardinenlos. Die Wände hatte der Bewohner hübsch bedeckt, mit allerlei zierlichen und billigen Dingen, wie sie jeder japanische Bazar liefert, mit Skizzen von eigenen und solchen von Freundeshand. Auf einem merkwürdig geformten Divan lag sogar ein echter Kelim, welcher am Tage den eigentlichen Charakter dieser Ruhestätte verbarg; es war nämlich Boshardt's Bett, welchem er die Beine kurz gesägt hatte. In der einen Ecke des ersten Zimmers stand ein Obelisk von grauer Pappe mit darauf gemalten Hiero-

glyphen, der ungemein echt aussah; er stammte wie sein Gegenstück in der anderen Ecke — einer übergypsten Germania aus Thon, Hede, Sackleinwand und Korbgeflecht — zweifellos von irgend einem Künstlerfest. Ausser einem Tischchen, einem Schrank und drei Stühlen war kein weiteres Mobiliar vorhanden. Im zweiten Zimmer, dem eigentlichen Arbeitsraum, bestand die Ausstattung sogar nur aus einigen Staffeleien und einem Strohsessel, sowie einem Ecktischchen, auf welchem eine grosse Anhäufung von schmutzigen Mallappen, leeren und halbvollen Tuben, gebrauchten Schachteln und entkorkten Firnissfläschchen sich befand.

Die Fenster standen offen, warme Septemberluft drang herein, mit ihr aber auch die Dünste der Grossstadt und ihr Lärm; eine Asphaltwolke säulte sich von der Tiefe des Hofes in blauen Ballenwolken bis hierher empor, der Klang einer sehr ausgespielten Drehorgel scholl misstönig herauf, und während Boshardt, von unglücklichen, peinvollsten Gedanken hingenommen, dastand, hörte er doch ganz genau, dass auf der Walze des Instrumentes einige Stifte verbogen waren und stets bei denselben Tönen versagten. Diese immer wiederkehrenden

Lücken in der Melodie von der kleinen Fischerin machten ihn rasend.

Er lief an's Fenster und schloss es in krachend demonstrativem Lärm — wobei freilich dieser demonstrative Unwille durchaus seine eigenste Genugthuung blieb, da Niemand vorhanden war, ihn zu beachten.

„Bist Du zu Hause?“ rief eine etwas rohe Bassstimme an der Thür des ersten Zimmers.

Auf das sehr laue „ja,“ welches ertönte, kam der Besucher herein. Es war ein Mensch in Boshardt's Alter, aber so völlig verschieden in seiner äusseren Erscheinung von ihm, dass man sie schwerlich für Genossen des gleichen Gesellschaftskreises halten durfte.

Boshardt war ein schlanker, hübscher Mann mit einem feinen, dunklen Kopf; er machte den Eindruck eines Menschen von guter Erziehung und war mit Sorgfalt und vornehm gekleidet. Der Andere, von untersetzter Statur, erschien sehr vernachlässigt, schlecht, nicht einmal geschmackvoll oder nur reinlich gekleidet und in seinem Gebahren von fast gewollter Derbheit.

Sie waren Beide fünfundzwanzig Jahre alt und hatten bei dem gleichen Meister studirt. Erinnerung und Gewohnheit fesselte sie anein-

ander und liess sie sich einbilden, sie seien Freunde.

„Alle Teufel," sagte Wendelin, als er der Kiste ansichtig wurde, „wieder zurück?"

Boshardt nickte schweigend und sah das Bild in der Kiste zärtlich und mitleidsvoll an.

„Die reine Infamie," rief Wendelin, „so etwas zurückzuweisen. Komm, fass an, wir wollen das Ding einmal aufstellen."

Sie richteten die Bilderkiste schräg gegen die Wand, so dass Gemälde und Goldrahmen in günstigste Erscheinung traten.

„Natürlich," sprach Wendelin mit einem bittern Lachen um die breiten Lippen, „das kennt man. Sie versperren Einem den Weg. Sie können es nicht dulden, dass ein junges Genie sich aufreckt neben ihrer Grösse aus Werg, Tünche und Lobhudelei. Nieder mit Allem, was nicht Cliché und Schablone ist. Ihre Schablone! Gemalt soll werden wie man münzt: Alles nach der Form, welche die amtlich angestellten Prägemeister gegeben!"

Und er schloss eine Schimpfrede in den derbsten Ausdrücken daran auf Alles, was Professor oder Akademie heisst. Boshardt hörte voll Missbehagen zu, denn da Wendelin zu den

ewig Unzufriedenen und ewig „Verkannten“ gehörte, war das Schelten auf die älteren, berühmten und erfolgreichen Maler seiner Zeit sein Metier. Ja, Boshardt war überzeugt, dass ein grosser Erfolg, den er haben würde, den Jugendgenossen auch in seinen Feind verwandeln dürfte.

Er schwieg aber so lange, bis Wendelin sagte:

„Und das Dir, der Du Alles kannst, und von dem wir schon beim Meister gewiss waren, dass Du uns Allen das bischen Lorbeeren wegschnappen würdest, das man in diesen Zeitläuften überhaupt noch ergattern kann.“

„Höre, Wendelin,“ begann er und war recht bleich dabei, „Du solltest nicht so blind darauf los schelten. Wenn Du sagst, es sei Missgunst, Angst vor einem neuen Genie und dergleichen, beleidigst Du Männer, unter denen mir theure Freunde und Gönner sitzen.“

„Was Gönnerschaft! Was Freundschaft,“ höhnte Wendelin, „sobald Einer in die Jury gewählt worden ist, wird er zum Judas an seinem Bruder. Hab' ich nicht auch in der Jury einen Gönner und Freund? Na — wo bleibt seine Fürsprache? Wie ich für ganz gewiss erfahren habe, hat mein ‚Freund‘, Herr Professor Müller,

nicht einmal ein Wörtlein dagegen gesprochen, als die Anderen meine ‚Kohlenhändlerin' ablehnten. Und Du!? Und Deine Gönner? Dein Akademie-Direktor und Vorsitzender der Jury bei dem Du alle Donnerstage speist — wo war er denn? Er hätte doch Dein Bild durchsetzen können."

„Dass er es nicht gethan hat," sprach Boshardt mit gedrückter Stimme, während er auf der Fensterbank, mit dem Rücken am Fensterkreuz, sass und die Beine hängen lies, „dass er es nicht gethan, erschüttert mich mehr, als ich Dir sagen kann. Ludwig von Marton ist wahrhaft mein väterlicher Freund. Er liebt mich, er will mein Bestes, er steht zu hoch, seinem Charakter wie seinen malerischen Fähigkeiten nach, als dass er selbst bei Deinem Misstrauen in den Verdacht der Missgunst gegen junges Streben kommen könne. Wenn auch er mir schreibt, dass mein Bild kein Kunstwerk ist, so muss ich mir eben sagen, dass Ihr Euch in mir irrtet, und dass ich nicht Alles kann — sondern — Nichts!"

Seine Stimme bebte. Seine Augen waren nass. In seiner Brust brannte ein heisses und angstvolles Gefühl. Er hätte allein sein mögen,

um sich an die Erde zu werfen und vielleicht zu weinen — zu weinen wie ein Kind.

Der Andere stand vierschrötig da. Seine Empörung — er war beständig empört — fand kaum noch sprachlichen Ausdruck. Er schalt den Freund einen jammervollen Feigling, verspottete seinen Autoritätsdusel und verschwor sich, dass alle Professoren der Welt ihm — Wendelin — sagen könnten, seine „Kohlenhändlerin“ sei kein Kunstwerk, so würde er darauf pfeifen. Und was Boshardt beträfe, so gäbe es überhaupt in der ganzen Kunstwelt nicht noch einen Menschen, der so zeichne.

„Ach ja — zeichnen,“ sagte Boshardt traurig und geringschätzig. „Was hilft mir das! Sowie ich in die Farbe komme, geht das Unglück an. Ich fühle es. Mein Gott — ich darf nicht mehr blind sein. Und doch . . . . . und doch! Mir ist, als müsste mich was erlösen können. Als gäb's ein Zauberwort . . . .“

Der Andere lachte roh in seine träumerischen Worte hinein.

„Ich will Dir das Zauberwort nennen. Sprich irgend einer tonangebenden Dame ‚Ich liebe Dich‘ in's Ohr, und Dein Glück ist ge-

macht. So hübsche, frisirte und galante Kerle wie Du sind für diese Hintertreppenaufstiege zum Ruhm gemacht. Unser einer muss warten, bis der Augenblick kommt, mit teutscher Kraft dreinzuschlagen, dass die Zeitungs- Salongrössen zusammenpappen.“

Diese „teutsche“ Kraft machte Boshardt allemal nervös. Er hatte Stimmungen, wo er peinvoll zart empfinden konnte und alles Derbe ihn anwiderte. Und dabei sehnte er sich so nach Einsamkeit. Er versank in völliges Schweigen.

Einem Weibe sagen: Ich liebe Dich! O ja, er wusste Eine, die auf dies Wort wartete, und die es längst in seinen Augen gelesen, wie er in den ihren. Aber er wusste auch, dass er gerade ihr dies erlösende Wort nie sagen würde, ehe er nicht durch eine Leistung die Aufmerksamkeit ernster und gerecht urtheilender Männer errungen. Es brauchte kein Lärmerfolg, kein Modesieg zu sein. Sie, die Stolze, Hohe, sie brauchte solche Eitelkeiten nicht, um ihre Wahl vor der Welt zu vertheidigen. Nur den Beweis des Könnens musste er ihr erbringen, das war er sich und ihr schuldig. Sie sollte den Künstler in ihm achten, wie sie den Mann liebte.

Und gerade ihr Bruder, der edle, mild urtheilende Ludwig von Marton, sprach ihm dieses Können ab. Dieser Mann war ihm nicht wegen der äusseren Glanzstellung, sondern aus reinster Verehrungswahl eine Instanz, über die hinaus es keine höhere gab. Von Marton verworfen sein, hiess für den jungen Boshardt: von der Kunst ausgestossen werden.

Wirklich — keine höhere Instanz? Hatte das geliebte Weib denn keine Richterstimme in der Verhandlung über sein Leben? Eine wilde Sehnsucht, die Geliebte zu sehen, sich endlich ihr zu entdecken mit seinen Zweifelsorgen über Vermögen oder Unvermögen in seiner Kunst, bemächtigte sich seiner.

Wendelin hatte immerfort gesprochen, in einem völligen, weitschweifigen Vortrag einen Plan zur Reformirung der Akademie und des Ausstellungswesens dargelegt, über alle grossen Maler der Zeit mit Verachtung gelächelt und war gerade dabei, seine eigenen, böswillig verkannten Bilder zu feiern, als Boshardt ihn unterbrach.

„Du hast gewiss sehr viel neue Ideen, mein alter Junge. Aber sieh, heut gehen sie doch nicht in meinen Kopf hinein. Das begreifst

und verzeihst Du wohl. Ich muss in die Luft, muss im Freien umherrennen.“

„Ich gehe mit Dir. Ich lasse Dich heute in dieser Stimmung nicht allein. Das bin ich unserer Freundschaft schuldig. Du bist im Stande, Dir sonst Flausen in den Kopf zu setzen und Dir einzureden, Du seiest kein Künstler,“ sagte Wendelin, der gern breit betonte, was man der Freundschaft schuldig sei. Ausserdem hatte Wendelin heute den Abend mit Boshardt als dessen Gast verleben wollen, weil Boshardt in stets geordneten, wenn auch recht bescheidenen Vermögensverhältnissen war, Wendelin aber zwischen Ueberfluss und Noth hin- und hertaumelte.

Boshardt kannte seinen Mann. Er lächelte, griff in die Tasche und sagte:

„Hier sind fünf Mark. Du kannst sie mir nach dem Ersten wiedergeben, wenn Du willst. Aber lass mich allein.“

„Wenn schon, denn schon,“ sprach Wendelin, „borg' mir zwanzig Mark!“

„Gewiss, das bin ich unserer Freundschaft schuldig,“ rief Boshardt in plötzlicher Heiterkeit. „Du, warte aber zwei Minuten!“

Er griff nach einem Skizzenbüchlein, welches

auf der Fensterbank lag, und zeichnete mit hexengleicher Geschwindigkeit etwas hinein, wobei sein Auge, von Schelmerei blitzend, zuweilen kurz und eindringlich auf dem Freund ruhte.

„Lass sehen!“ befahl Wendelin und riss ihm das Buch aus der Hand. „O, Du Schlingel.“

Und er lachte laut zu seiner eigenen Caricatur. Auf der Zeichnung stand Wendelin vor einem Gemälde, die Rechte pathetisch in lobpreisender Geberde erhoben, die Linke nach rückwärts ausgestreckt, in welche eine Hand, die in's Blatt hineinragte, ein Zwanzigmarkstück legte. Darunter stand: „Die schuldige Freundschaft.“

„Mein Junge,“ sagte Wendelin noch mit einer gewissen Grösse, „ich würde auch an Dein Genie glauben ohne die gelegentlichen Pumpereien.“

Und dann ging er, viel friedlicher gegen alle Welt gestimmt, als vor einer halben Stunde. Es ist auch unmöglich, sie so sehr zu verachten, wenn man eben erst Jemanden gefunden hat, der bereitwillig zwanzig Mark borgt.

Boshardt aber wartete nur so lange, als es

nöthig war, um den Freund nicht wieder einzuholen. Dann nahm er die letzte Fahrgelegenheit wahr, um in das eleganteste Villenviertel der Stadt hinauszukommen. Hier klingelte er dann im ersten Stockwerk eines vornehmen Hauses und sagte dem öffnenden Diener, dass er die gnädige Frau sprechen müsse.

Die Gnädige seien bei der Toilette und führen zu einem Mittagessen. Es sei schon bald fünf Uhr und daher zweifelhaft, ob man noch vorher Zeit habe, Herrn Boshardt zu empfangen.

„Fragen Sie — bitten Sie für mich — sagen Sie, es sei dringend," sprach Boshardt.

Ja, sie wollte kommen — gleich. Oh, er hatte es gewusst. Nur fünf Minuten wartete er in ihrem warmbunten, grossen, blumendurchdufteten Salon, bis sie kam.

Er eilte ihr entgegen und küsste ihr die Hände. Sie, Freude auf dem schönen, klugen Gesicht, liess ihn gewähren.

„Ich muss zu einem sehr langweiligen Fest — ein Widerspruch in sich — Fest und Langeweile. Wir gehen immer unlogisch und oberflächlich mit unserer deutschen Sprache um, finden Sie nicht? — Aber lieber Freund, Sie küssen mir die Hände sehr, sehr ausführlich."

Und mit einem beglückten Lächeln entzog sie ihm ihre Hände.

„Wohin wollen Sie?“

„Bei einem Verwandten meines verstorbenen Gatten feiert man ein Jubiläum. Denken Sie, fünfzig Jahre Verdienste um den Staat, sehr viel Orden und ein halbes Dutzend Adressen. Es war wohl wichtig genug, mir eine neue Robe machen zu lassen. Gefällt sie Ihnen?“

Und mit einer allerliebsten Naivität, welche ihrer stolzen Erscheinung sehr eigenartig stand, drehte sie sich langsam vor ihm herum, wobei die dunkle Sammetschleppe mitging.

„Unaussprechlich schön. Aber doch sähe ich Sie lieber im Hauskleid, weil ich dann hoffen könnte, eine Stunde mit Ihnen zu verplaudern. Oh nein — das war auch oberflächlich gesagt: nicht verplaudern, sondern wichtige, heiligernste Fragen mit Ihnen zu besprechen, welche mein ganzes Dasein betreffen.“

Sein Gesicht war ernst geworden, das ihre erglühte.

Ihr Herz schlug heftig. Der eine, nächste Gedanke kam ihr, dass er ihr endlich von seiner Liebe sprechen wolle. Auf diesen Augenblick hatte sie Monate lang gewartet, mit der bren-

nenden Ungeduld einer bewussten Frau, welche alle Freuden und allen Trost im Leben von der Liebe erwartet. Sie hatte sich keine schweren Gedanken gemacht, was daraus werden dürfe oder könne. Aber seit Wochen hatte die prickelnde Erwartung sich in unruhiges Bangen gewandelt, denn die Trennung während einer Badereise hatte Frau Beatrice gelehrt, dass ihr Boshardt zu theuer sei, um Liebesworte von ihm hören zu können, denen nicht ein völliger und lebenslänglicher Besitz folge. Und sie, Beatrice, Freifrau von Arnim, geborene von Marton, sollte ohne Bedenken den jungen Boshardt heirathen? Ihn, von dem sie nur als von einem unbegreiflichen Halbtalent hatte reden hören. Genie war auch für sie Adel, Erfolg ihr nur ein Aeusserliches. Aber es war ihr Bedürfniss, an den Mann zu glauben, ehe sie ihm ihr ganzes Dasein geben konnte.

„Mein Bild ist zurückgewiesen," fügte er nach einer Sekunde hinzu.

Und da blickte sie lebhaft und frei auf. Mit jäher Wandlung war die Erregung zurückgewichen vor einer aufflammenden Energie. Die Frau fühlte sich in dem Mann und für den Mann gekränkt, den sie liebte, und sogleich

waren alle ihre Gedanken auf Vertheidigung und Abhilfe gerichtet.

„Von einer Jury, deren Vorsitzender mein Bruder ist? Wie konnte das geschehen? War das gerecht?“ rief sie.

Er sah in ihre grossen, zornig flammenden Augen.

„Das eben sollten Sie entscheiden. Und damit auch über mein ganzes Leben,“ sagte er leise.

„Ich,“ rief sie, „wie sollte ich eine Entscheidung haben noch hinaus über die von meinem Bruder gefällte? Wollten Sie mir Ihr Bild herbringen? Und wie sollte ich nach diesem einen Bild entscheiden?“

Er griff nach ihrer Hand.

„Lassen Sie mir diese liebe Hand,“ bat er, während innere Erregung seine Stimme ungleich und athemschwer machte, „damit ich den rechten Muth finde, die ganze Wahrheit über mich zu sagen — sie auch mir selbst zu sagen. Denn was man in stillen Nächten dachte — mit Gedanken, die auch nur wie aus scheuer Ferne an die Seele pochen, das kann vernichtend wirken, wenn es laute Worte findet.“

Sie führte ihn, ihre Hand zwischen seinen

fest umschliessenden Fingern lassend, zu einem kleinen Ecksopha. Da sassen sie nun, eng neben einander, und hinter ihnen erhob sich die weisse Gestalt der Milesierin auf ihrem Postament. Es war leise Dämmerung im stoffreichen, vielverhangenen Raum. Des Mannes Wangen brannten, als er bittere Dinge bekannte, und die schöne Frau nahm auch seine andere Hand, und ihr Auge blickte immer inniger.

Der Muth zur Wahrheit bezaubert jedes edle Herz.

„Von meiner Kindheit an setzte ich alle Welt in Erstaunen durch mein Zeichentalent. Ich war die Verzweiflung meiner Lehrer, denn mit dem Blei in der Hand folgte ich stets einem fast dämonischen Zwang: zeichnete Alles, was mir in's Gesichtsfeld kam, und anstatt mit Notizen und Zahlen bedeckte ich meine Schulhefte mit den Porträts meiner Mitschüler und Lehrer. Und selbst die, welchen ich herzlich anhing, zeichnete ich komisch. Gott weiss, es war nicht, wie die Lehrer meinten, ein schlechter Charakterzug. Es war nur das: ich sah eben Alles so lustig und so lächerlich. Als einziger Sohn genügend bemittelter Leute konnte ich frei einen Beruf wählen. Die ganze Stadt war

sich einig, dass ich Maler werden müsse. Ich hatte als Knabe schon in unsern Mauern den Ruf eines grossen Genies. Mir könne es nie fehlen. Ich kam auf die Akademie und ward der Stolz der Zeichenklassen. Man staunte mich als Wunder an, und selbst die Professoren sagten, so etwas sei noch nicht dagewesen. Und das Komponiren war mir Spielerei: kaum war die Aufgabe genannt, sah ich den Vorgang fertig vor mir, und schnell stand er auf dem Karton. Aber dann — dann kam die Farbe. Sie erwies sich als mein Todfeind. Ich kann sie nicht überwältigen. Mein Auge schwelgt und sieht die feinsten Farbensymphonien — meine Hand setzt plumpe, glanzlose Töne auf die Leinwand. Die Lehrer schütteln den Kopf. Ich verliess die Akademie und ging zu dem berühmten Historienmaler Weber — Sie wissen, dass man ihn gerade wegen seiner Farbengluth und Schönheit pries, — er verzweifelte nicht an mir und hiess mich muthvoll ringen. Aber umsonst. Von allen Ausstellungen wies man meine Bilder zurück. Meine Kameraden schrieen über Missgunst und Blindheit. Ich aber begann schaudernd die Wahrheit zu ahnen. Als letzte Station auf diesem Marterweg hatte ich mir die

hiesige, noch nie von mir beschickte oder vielmehr zu beschicken versuchte Ausstellung erlesen. Wies auch Ihr Bruder mein Bild zurück, so war's mir entschieden. Und es ist entschieden — ich kann nicht malen! Ich bin Maler geworden und kann Nichts. Mein Leben ist verfehlt. Ich sollte sterben — denn, lachen Sie meinen Wahnsinn nicht aus — ich kann nicht existiren ausser in der Kunst. Lieber will ich mit und in ihr Leiden, Noth und Hunger tragen, als in einer anderen Lebensstellung reich, geehrt und behäbig werden. Nach dem Höchsten zu ringen, achtete ich mich kraftvoll und begabt genug. Als letzten Siegespreis sah ich ein herrliches, schönes, geliebtes Weib vor mir. Es ist verloren. Alles. Denn ich kann nicht malen!“

Er neigte sein Haupt seitwärts und barg seine Stirn an der Lehne des Sophas.

Beatrice fragte mit einer leisen, schmerzvollen Stimme:

„Und ich? Was soll ich da noch entscheiden?“

Er richtete sich leidenschaftlich auf.

„Ein Gedanke zittert in mir — er ist wie ein ferner Stern, der durch die Nacht ungewiss

flimmert — vielleicht ist mein Talent in Ketten! Eine Blödigkeit hat meine Nerven befallen, dass sie dem sehenden und sehnenden Auge nicht gehorchen. Es giebt Kinder, die nicht sprechen können, bevor man ihnen das Zungenbändchen gelöst. Eine Befreiung könnte auch mir kommen und mich befähigen, mit dem Pinsel zu geben, was mein trunkenes Auge sieht. Und nur Eine kann die Erlöserin sein. Sie! Sie — oh Beatrice — ich habe zuweilen etwas in Ihrem Auge gelesen — — eine gütige Antheilnahme — — retten Sie mich! Helfen Sie mir! Es gilt ein ganzes, reiches Menchenleben. Seien Sie mir barmherzig!“

Er kniete neben ihr nieder und legte sein Gesicht auf ihre gefalteten Hände. Sie sass unbeweglich. Auf ihrem bleichen Angesicht lag ein Schein unaussprechlichen Mitleids.

Und ihre Seele fühlte sich diesem Manne schuldig. Seit Monaten hatten ihre Pulse für ihn geschlagen, ihr Herz um ihn gebebt, und bis vor kurzen Wochen hatte sie ihn dennoch gerade nur für gut genug gehalten, seine Verehrung als angenehm-gefährliche und deshalb doppelt reizvolle Abwechslung hinzunehmen. Sie hatte mit ihm spielen wollen. Er aber

hatte allzeit ehrlich um sie zu ringen gedacht und beherrschte sich selbst noch in dieser Stunde so mannhaft, nur von „Antheilnahme“ zu reden, anstatt von Liebe. Und dazu — das fühlte sie tief — dazu hätte er das Recht gehabt, denn ihre Augen hatten ihn oft genug in unverhohlener Begehrlichkeit gelockt.

„Was soll ich thun?“ fragte sie.

„Mit mir kommen. In meinem Atelier meine Werke sehen, von den ersten Farbenskizzen an bis zu diesem letzten Bild. Und dann, wenn Ihrem Auge sich eine Spur offenbart, die hindeutet, dass mein Können nur irregeht, dass es aber lebt — dann noch mehr! Mir gestatten Sie und immer wieder Sie zu malen. Oh, wie es mir in diesem Augenblick deutlich ist, als müsste ich das festhalten können, was meine entzückten Blicke hier sehen — die Feinheit dieses weissen Fleischtones, wie er sich an Ihren Schultern aus dem dunklen Sammt hebt — diesen reizvollen Schatten, der aus dem Rund des Aermelausschnittes noch auf den schön geformten Oberarm fällt — diese unvergleichlich zarten Abtönungen in der Schläfe und den Schatten unter diesen Augen. Und die Augen selbst mit ihren grauen Tiefen

— — ich kann, ich kann — ich muss es können.“

Die heisse Bewunderung für ihre Erscheinung, die so zum ersten Mal von seinen Lippen kam, liess sie glühend und beseligt erröthen.

„Schweigen Sie,“ gebot sie mit glücklichem Lächeln. „Also ich soll mit Ihnen kommen?“

„Ja — gleich — in dieser Stunde. Eine Hinrichtung oder eine Errettung — das sind unaufschiebbare Thaten. Aber — oh — Sie sind verhindert — Sie haben Pflichten.“

Er stand auf und trat von ihr zurück. Seine Flammen sanken zusammen. Ihm war, als ob doch Alles verloren sei, weil nicht diese Stunde noch die Entscheidung bringe.

Sie aber rief:

„Ja, ich habe heilige Pflichten.“

Und an ihren Schreibtisch gehend, krizelte sie zwei Zeilen auf ihre Karte, that diese in ein Couvert und klingelte.

„Meinen Wagen! Und diesen Brief sofort an die Adresse!“

„Der Wagen wartet schon,“ sagte der Diener.

„Gut, also kommen Sie! Seine Excellenz,

der Geheime Oberregierungsrath Mannius kann seine Verdienste ohne mich feiern. Wir fahren in Ihr Atelier.“

„Sie sind ein Engel!“ rief Boshardt aus.

„Still! Vielleicht Ihr Henker.“

Die Jungfer kam und hing der Herrin einen weissen Mantel um. Dann stieg das Paar treppab, und der erstaunte Kutscher bekam eine ihm ganz fremde Adresse zu hören.

In dem engen Coupé legte sich bängliches Schweigen auf beide. Draussen flogen Häuserzeilen, Menschengruppen und Fuhrwerke an ihnen vorüber. Sie befanden sich mitten im Strassenleben und waren doch völlig von ihm abgeschnitten, in einer Einsamkeit zu Zweien, welche ihnen von Minute zu Minute schwüler ward.

Sie hatten nicht den Muth, sich mit den Augen zu begegnen. Er fühlte die Last ihrer Schleppe, welche seine Kniee und Beine halb verdeckte, nach und nach wie ein heisses Centnergewicht. Er sah das kupferschimmernde Futter ihres weissen, zurückgefallenen Mantels sich an ihre Arme schmiegen und sah, wie leuchtend sich das Stück Oberarm aus der flammenden Seide hob. Ein quälendes Ver-

langen ergriff ihn, sie gerade da zu küssen. Sie rührte sich nicht und fühlte doch, dass seine Wünsche in diesen Minuten ganz weltvergessen auf sie, ganz nur auf sie gerichtet waren, und dass seine Bilder und seine Künstlernoth wie vor ihm versunken waren. Ihr Kleid spannte sich unter ihren stärker und stärker werdenden Athemzügen.

Sie begriff erst jetzt, was sie gethan, und war dennoch so angstvoll glücklich.

Da hielt der Wagen. Es war die höchste Zeit.

Sie lachten und sprachen unnatürlich zusammen und mit unfreien Stimmen.

Beatrice hiess den Wagen warten, besann sich anders und sagte, er solle nach zwei Stunden wiederkommen.

Boshardt führte sie durch den Flur des vornehm-stillen Sonderhauses in den Hof, wo es sehr unlustig aussah und man an einer Asphaltretorte, die über Kohlenfeuer qualmend stand, vorbeimusste, durch aufgewühltes Pflaster. Beatrice trug dabei mühsam ihre Schleppe und versank mit ihrem seidenen Schuh in ein kleines Sandloch. Ein Arbeiter, der neben dem Asphaltkessel sass, und zwei Kinder, die im

Schutt spielten, sahen dem Paar neugierig nach, als es im Hinterhause verschwand.

Boshardt war sehr förmlich, sagte immerfort „gnädige Frau“ und erging sich in Entschuldigungen über die vielen Treppen. Beatrice sprach kein Wort. Ihr Herz klopfte unmässig, als sie endlich oben waren und Boshardt aufschloss.

Da plötzlich ergriff ihn Rührung, Demuth und Dankbarkeit für das Ungewöhnliche, das sie für ihn that. Er bückte sich und küsste ihre liebe Hand. Sie verstand, was dieser ernste, ehrerbietige Kuss alles sagen wollte, und ein sonniges Lächeln ging über ihr Antlitz.

Nun waren sie wieder unbefangen, ja fast ruhig.

„Ach,“ sagte Beatrice eintretend, „wie niedlich!“

Mit dem schnellen Blick der Frau sah sie, dass hier das Bedürfniss nach Anmuth sehr erfinderisch mit geringen Mitteln ein reizendes und zugleich bescheidenes Künstlerheim geschaffen. Das that ihr wohl. Eine arme Stätte zu finden, hätte sie nicht verstimmt, aber ein vernachlässigtes, unordentliches Atelier würde sie unangenehm berührt haben.

Sie warf den Mantel ab und ging umher. Boshardt sah beglückt zu, wie ihre vornehme Gestalt in dem prächtigen, für die jubilirende Excellenz bestimmt gewesenen Gewand in seinem Zimmer umherwanderte. Er sah, wie klug und fein sie nur die Decorationssachen zu bemerken schien, aber alle Bilder übersah.

Sie tippte hie und da Gegenstände mit den Fingern an und lachte Boshardt zu.

„Wie die Grossauguren, wenn sie sich begegnen," sagte sie dabei, „so können wir lachen, denn wir kennen den Schwindel. Wie artig — wie reizend."

Da war ein grossartiger Ofenschirm, er sah aus wie alte Lederarbeit mit Klopferei — vergoldete Sackleinwand mit Malerei in Vandykbraun. Da war ein herrliches Glasfenster, wie aus einer alten Kirche gestohlen — Wachspausleinwand in einen Rahmen gespannt und mit Oelfarbe bemalt, aber getreue Copie eines berühmten Nürnberger Fensters.

„Zu niedlich, zu lustig," rief sie und freute sich wie ein Kind.

Boshardt aber griff muthvoll hinein in diese frohe Stimmung.

„Meine Bilder," sagte er fast hart. „Es

ist schon nach halb sechs, und das Licht fängt schon an zu verblassen.“

„Ach ja, um halb sieben oder früher wird es schon dunkel,“ entgegnete sie, ihren erwachenden Schreck unter einer alltäglichen Bemerkung verbergend.

Sie traten in das zweite Zimmer.

„Ich weiss eines,“ begann er, während er von den Wänden Skizzen und Bilder abhakte und zur Staffelei vor den Strohsessel trug, auf dem Beatrice sass, „ich weiss, dass Sie das können, was die Wenigsten vermögen: Sie können sehen! Sie sind neben Ludwig von Marton aufgewachsen und haben Ihr Leben fast ganz in seinem Kreise, unter seinem geistigen Einfluss verbracht. Und noch eins weiss ich, dass Sie fühlen, wie in dieser Stunde Unbarmherzigkeit Ihre Pflicht ist.“

Sie drückten sich fest die Hände, wie zu einem Gelöbniss von Wahrhaftigkeit und Muth.

Und dann begann er, eine nach der andern, seine Farbenskizzen, seine ausgeführten Bilder vor ihr aufzustellen. Aus jeder Epoche, jedem Entwicklungsjahr hatte er eines gewählt — das, was ihm das Beste schien.

Schweigend nahm er das Gesehene fort, schweigend sah sie.

Wieder mieden sich ihre Augen, und ihre Stirnen waren von Ernst verschattet.

Der Frau, welche hier als Richterin sass, ward zu Sinnen, als ziehe ein Todtentanz an ihr vorüber. Ihr Verstand wagte nicht zu fassen, was ihre Augen sahen.

Geniale Entwürfe von figurenreichen Kompositionen, reich, gross, leidenschaftlich in der Bewegung, befanden sich in einer Farbe, welche auf den ersten Bildern schülerhaft ängstlich wirkte, dann aber — im Maass der vorschreitenden Selbstständigkeit des Künstlers — entweder bis zur Verschrobenheit gesucht oder bis zur Schwerfälligkeit ungraziös waren. Hier spielte ein ganzes Gemälde, auch die Fleischtöne der Gestalten, in ein grünliches Lila. Da wieder sah man, dass alle Farbenentschiedenheit angstvoll vermieden war, und das Ganze schwamm in einem braunschmutzigen Einerlei. Darnach erschien ein Gemälde, welches geradzu weh that durch den Glanz seines Himmels, das Grüne der Bäume, das Weisse des Frauenleibes.

Und das ging so abwechselnd weiter. Man erkannte unschwer, dass der Maler, jedesmal

wenn er ein bedeutendes Bild sah, versucht hatte, dem betreffenden Künstler das Farbengeheimniss abzulauschen, um so vielleicht zur Erkenntniss zu gelangen. Leibl hatte das lila Bild, Uhde das braune, Böcklin das bunte auf dem Gewissen — da war kein bekannter Maler, dessen Spur man nicht auf diesen Leinwänden sah.

Und dabei war die Komposition immer überraschend eigenartig, oft sehr kühn oder sehr lieblich, die Zeichnung stets bewundernswerth, wenn auch bei den Einzelheiten die schlechte Farbe oft eine Muskel, eine Gewandfalte schädigte. Nun kam das letzte Bild. Es war das merkwürdigste von Allen und stellte in überaus günstiger Vertheilung der Gruppen Cleopatra dar, wie sie in der Schlacht von Actium von ihrem Schiffe aus ihre Krieger anfeuert. Die sorgsamsten archäologischen Studien waren diesem Bilde voraufgegangen, Waffen, Geräthe, Gewänder waren in ihren Formen und Farben von der Wissenschaft bestimmt. Trotzdem aber war von einer harmonischen Wirkung nicht die Rede. Das durchsichtige Bombyxgewand der Cleopatra ähnelte angestrichenem Gyps. Die braune Haut der Kopten und die schwarze der Neger sah entweder aus

wie Metall oder wie Filz. Die Waffen, mit peinlichster Sorgfalt durchgeführt, sahen alle wie neulackirt aus. Und was das Schlimmste war — jede Einzelheit stand da, als ob sie in einem völlig luftleeren Raum sich befände. Der vermittelnde Luftton fehlte ganz, kein Hauch des Lebens war in dem Bilde.

Boshardt dachte, als auch er es sich noch einmal ansah, an Wendelin's wunderbare Kritik: „Du siehst die Dinge so, als hast Du Recht, sie so zu malen. Alles hat ein Recht, sich geltend zu machen, was eine Individualität ist."

Diese Anschauung, in welcher Wendelin's künstlerisches Glaubensbekenntniss gipfelte, war vielleicht überhaupt ein Unsinn, jedenfalls durfte Boshardt sich nicht hinter ihr verstecken, denn er fühlte es in diesem schrecklichen Augenblicke tief: er sah die Dinge gar nicht so, wie seine unfolgsame Hand sie malte.

Sein Auge — ja sein Auge war ein echtes Malerauge. Aber seine Hand war der Stümper.

Beatrice schwieg noch immer. Da sah er sie an und sah, dass sie leichenblass war. Und ihre Augen trafen sich, und ein unaussprechlicher Jammer brach hervor.

Er stürzte zu ihren Füssen hin und weinte in

ihrem Schooss. Sie aber vergass die Kämpfe ihrer Seele und dass sie ihm nicht gehören wollte und konnte, wenn er ein Unfähiger war und sie nicht an ihn zu glauben vermochte. Sie sah und fühlte nur den Mann im Elend, den sie liebte, den sie trösten und aufrichten wollte.

„Mein Liebling," flüsterte sie, „mein armer, einziger Liebling."

Sie umschlang sein Haupt und zog ihn zu sich empor, und nun barg er sein Gesicht an ihrer Brust.

Seine tief gedemüthigte und ganz vernichtete Seele wagte nicht, ihre Liebkosung mit Küssen zu erwidern.

Nicht wie ein König, nur wie ein Bettler war er vor ihr. Der Kuss auf seine Stirn war ein Almosen der Barmherzigkeit.. Er durfte es nehmen, aber er durfte nichts, gar nichts geben.

Als sie sah, dass ihren Schmeichelworten und ihrer Zärtlichkeit nicht die Kraft gegeben war, ihn zu ermuthigen, sprach sie mit einer etwas künstlichen Lebhaftigkeit:

„Aber ich habe ja erst einen Theil Ihrer Werke gesehen, mein lieber Freund. Her mit den Skizzenblättern aus Ihren Mappen, her mit Ihren Zeichnungen."

„Meine Zeichnungen," sagte er mit einem muthlosen Lächeln, indem er sich erhob, „was wollen Sie daran sehen? Gewiss, ich weiss, dass ich Ihnen da Besseres zeigen kann, als Sie je gesehen. Aber was nützt ein gediegenes Fundament, wenn die Mittel fehlen, ein ganzes stolzes Gebäude darauf zu erbauen. Meine Zeichnungen gleichen einer Prämisse, welcher kein Schluss folgt — also sind sie völlig werthlos."

„Aber ich will sie dennoch sehen," beharrte sie, scheinbar mit dem Eigensinn einer verwöhnten Frau.

„Erlassen Sie mir doch die Bitterkeit, Ihnen, anstatt mit Monumentalgemälden, mit — niedlichen Zeichnungen aufzuwarten."

Er flehte fast zu ihr; er schämte sich seines nebensächlichen Könnens, weil das Hauptstreben seines Wollens nicht vor ihr bestanden hatte.

Sie ging, anstatt zu antworten, suchend durch die Zimmer. Am Fussende des als Divan verhüllten Bettes fand sie Mappen und Hefte. Sie setzte sich auf das Lager und bemühte sich, die schweren Mappen zu sich emporzuheben.

Nun aber, da er bemerkte, dass kein Widerstreben half, trug er den Tisch herbei und legte ihr die Hefte darauf zurecht. Als sie sah, dass

er jenseits des Tisches stehen bleiben wollte, flüsterte sie:

„Komm!“

Der Blick, welcher ihn dabei traf, liess ihn erzittern. Doch aber liess er sich nur scheu und fremd neben ihr nieder.

„Es ist das Mitleid. Sie will den ganz Verwundeten lind anfassen,“ sagte er sich, „ich wäre ehrlos, wenn ich diese ihre Stimmung entheiligte.“

Und mannhaft kämpfte er gegen das heisse Verlangen, sie an seine Brust zu ziehen.

Beatrice aber, sich mit ihrer Schulter an ihn lehnend, hob die ersten Blätter.

Ein staunender Ausruf kam von ihren Lippen.

„Mein Gott — wie gross — wie schön —“ stammelte sie fast.

„Vier Cartons,“ sprach er, „die ersten Menschen. Adam und Eva sich zuerst erblickend. Hier die Vertreibung. Dort Eva mit ihren Kindern, den schönen Abel anbetend, den finstern, hässlichen Kain kaum beachtend. Da endlich der Brudermord. Ich träumte davon, das einmal gross — vielleicht für ein Museum — malen zu dürfen.“

„Bist Du denn blind?!“ rief sie mit glühenden Wangen. „Siehst Du denn nicht, dass diese Blätter so genial, so farbig gezeichnet sind, dass sie ein vollkommenes Kunstwerk bilden, welches bei der Uebersetzung in ein anderes Material nur von seiner Eigenart verlieren kann?“

„Engel,“ flüsterte er und wagte nun heiss ihre Hände zu küssen, „Du willst mich trösten.“

„Diese Blätter nehme ich mit,“ sagte sie in einem reizenden Herrscherton, wie ihn nur die Liebe findet, „der Herr Eigenthümer wird nicht gefragt. Mein Bruder soll die Herausgabe dieser Cartons bei einem Kunstverlag ersten Ranges durchsetzen. Weiter!“

„Hier — das ist so eine Art Tagebuch,“ sprach er, „darin kann meine gütige Herrin alle kleinen und grossen Erlebnisse meiner Malerlaufbahn finden.“

Beatrice gerieth in eine unbeschreibliche Aufregung, sie lachte bald, bald schwieg sie in Entzücken. Alles war hier festgehalten, was in dem Atelier eines Malers an lustigen Zwischenfällen, tollem Humor vorkommen kann. Die persönlichen Erscheinungen bekannter Meister waren mit einem scharfen Blick für das ihnen anhaftende Drollige wiedergegeben. Und das

zeichnende Blei schien seine Spitze in die Gemüthsstimmung des Künstlers getaucht gehabt zu haben — bei den übermüthigen Skizzen war der Strich keck und flott, und wo die Noth oder die Schmerzen des Künstlers gezeichnet waren, ward der Strich weich, wie von einem Pinsel hingesetzt.

Beatrice fiel dem Freunde um den Hals.

„Du weisst nicht, was Du bist und was Du kannst," rief sie jubelnd, „sieh, auch das ist ein fertiges Werk. Auch das soll die Welt als ein gesammeltes Ganzes kennen lernen. Du bist ein Zauberer mit Deinem Blei. . . . Ein Strichlein, ein Pünktlein, und Deine kleinen Gesichter da leben und lachen und weinen. Wie wahr, wie unbegreiflich lebendig und wahr! Und nur mit Blei. Du malst mit dem Blei. Versprich mir fortan Deiner Kunst zu leben! Lass' die Farben."

Ihm schwindelte. Ein Chaos von Gefühlen wälzte sich in seiner Brust. Leben und Tod schienen an ihm zu zerren.

Das heissgeliebte Weib, welches sich drängend an ihn schmiegte und ihm zugleich den ganzen Himmel seiner Zukunft entgötterte — die hohen Träume seiner Jugend — sein Durst,

die Farbenwonnen, welche sein Auge genoss, mit kühn-sicherer Hand auf riesengrosse Leinwände zu zaubern — und neben diesem gierigen Durst nach malerischem Schaffen die laute Stimme der Erkenntniss, dass er nicht zu diesen Auserwählten gehöre — — zuviel, zuviel.

„Lass' mich," murmelte er und versuchte sich ihr zu entringen. „Ich kann es nicht fassen, dass all mein Streben Täuschung war, und dass ich nichts sein soll — wie ein Zeichner."

Sie aber umschlang ihn mit klammernden Armen. Sie hatte Alles vergessen — die Welt und ihre Bedenken und den kommenden Tag. Sie fühlte nur den übermächtigen Drang in sich, ein heiliges Muss, seinen Schmerz, sein Zögern zu besiegen — in seiner Seele die neue, jubelnde Erkenntniss wachzurufen, dass er doch ein Auserwählter sei. Sie wollte von dem unglücklichen Maler Boshardt erzwingen, dass er dem genialen Zeichner Boshardt die Welt erschliesse. Sie sah das freudige Erstaunen eines ganzen Volkes voraus, wie auch die Bewunderung der strengen Kunstrichter, denn dies war das Herrlichste in seinen Zeichnungen: sie waren zugleich naiv und ernst; und so mussten sie die Unbefangenen wie die Fachgenossen entzücken.

„Höre auf mich,“ flehte sie, „versuch’ es, diese beiden Werke herauszugeben. Lass Dich dann vom Erfolg belehren, wenn Du mir nicht glauben kannst.“

Er stiess den Tisch zurück, wie man eine Versuchung von sich weist.

„Um Erfolg und Gold soll ich mich selbst verrathen?!“ rief er.

„Nicht um den Erfolg, nicht um Gold. Es ist kein Verrath an Dir selbst. Es ist nur die Rettung Deines wahren, echten, eigentlichen Könnens. Es ist ein heiliges Muss!“

Eine ganze Vergangenheit von zehn Jahren heissen Ringens sollte ausgelöscht werden durch eine Minute des Erkennens? Wie übermenschlich war dies Verlangen! Wie grausam däuchte ihn der heisse, rothe, liebebegehrende Mund, der das forderte!

„Ich kann nicht,“ flüsterte er matt.

„Auch nicht um diesen Preis?“ rief sie und warf sich mit schrankenlosester Hingebung in seine Arme.

„Beatrice,“ flüsterte er in fassungsloser Seligkeit und wagte nicht zu glauben.

Sie aber, eine heilige Thräne im Auge, ein

Lächeln halb des Schmerzes, halb der Wonne um die Lippen, sah zu ihm empor und sprach, während die Mattigkeit nach dem harten Kampf ihre Glieder gleichsam ergeben löste:

„Hier bin ich. Ich bin Dein. Wähle!“

Da riss er sie jubelnd an sich.

Da begriff er es, wie riesengross ihr Glaube an seine eigentliche Bestimmung sein musste, wenn sie, die sich gnädig wie eine Fürstin zu ihm herablassen durfte, sich ihm selbst in Demuth als Wahl und Preis erkor.

Und in der seligsten Umarmung zerrannen die Schatten der hart durchkämpften Vergangenheit, und die heitere, glückgekrönte Zukunft kündete sich als himmlische Ahnung an.

* * *

Am andern Tag, als der junge Boshardt, hin- und hergeschleudert von qualvollen Zweifeln und den Schauern süsser Erinnerung, von Ungeduld fast verzehrt, in seinem Atelier sass, sich fragend, ob nur ein Traum seine Schwelle gestreift, trug man ihm einen Brief zu.

Er war von Ludwig von Marton, von ihrem Bruder. Mit zitternden Händen öffnete Boshardt ihn.

„Mein lieber junger Freund, die innigsten Glückwünsche zu Ihren genialen Zeichnungen und dem Entschluss, sie herauszugeben. Ich bin gerade eben von der Kunsthandlung zurückgekehrt. Ihre vier Blätter ‚Die ersten Menschen' und Ihr Werk ‚Künstler-Leid und -Lust' haben den Verleger begeistert. Er stellt Ihnen die günstigsten Conditionen und wünscht ein Rendezvous mit Ihnen bei mir. Da er eines starken Erfolgs sicher ist, wünscht er weiter, sich das Verlagsrecht aller Ihrer künftigen Sachen zu sichern. Ich erwarte Sie heute Nachmittag.

Meine Schwester theilte mir mit — nachdem sie mir Ihre Zeichnungen gegeben, und ich mache es wie sie, indem ich zuerst von diesen rede —, dass Sie sich mit ihr binnen kürzester Frist vermählen werden. Mein Herz ist voll inniger Wunschgedanken für Sie beide. Rechtfertigen Sie die Wahl meiner edlen, grossherzigen, warmblütigen Schwester, indem Sie sie sehr glücklich zu machen streben.

Beatrice bittet Sie durch mich, sofort zu ihr zu kommen. Ihr Ludwig von Marton."

Sie rief ihn.

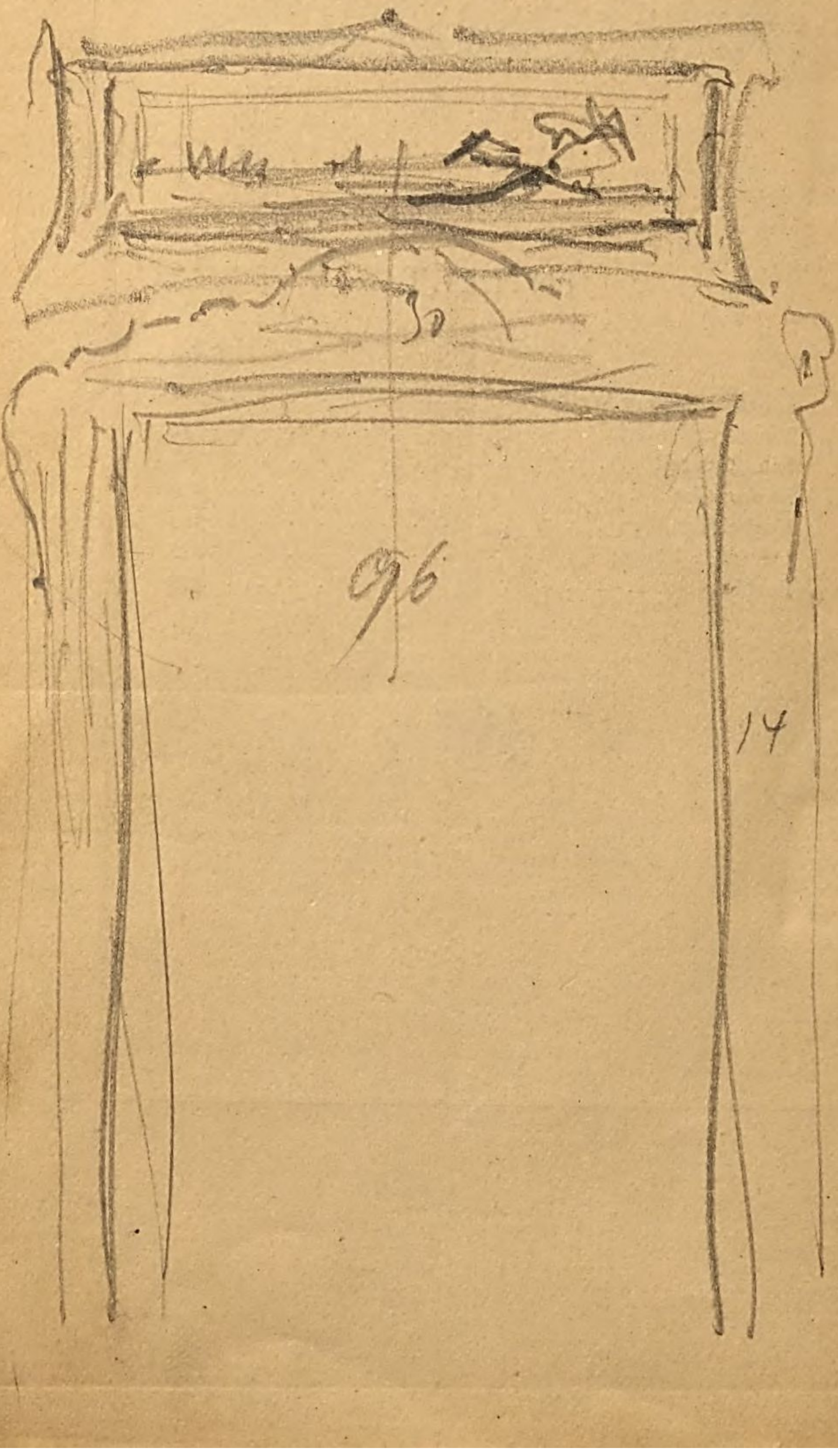
Sein Glück also sollte eine Lebenswahrheit werden.

Und er eilte, sich ihr zu Füssen zu werfen, die den Künstler in ihm befreit und den Mann in Sklaverei genommen — jauchzend über die neue Freiheit, jubelnd über die neuen Ketten.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

INHALT.

	Seite
Eines Künstlers Weib	1
Venus und Maria	45
Ein Aquarell	87
Expropriirt	119
Vorbeigegangen	173
Der gute Philipp	235
Farblos	273



BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Boy-Ed, Ida,

Malergeschichten

Leipzig 1892

P.o.germ. 1757 p
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11674332-9